

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 5 (1906)

Artikel: Ein politischer Briefwechsel zwischen Johann Caspar Bluntschli und Wilhelm Wackernagel
Autor: Fleiner, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein politischer Briefwechsel zwischen Johann Caspar Bluntschli und Wilhelm Wackernagel.

Herausgegeben von Fritz Fleiner.

Die Korrespondenz zwischen Johann Caspar Bluntschli und Wilhelm Wackernagel erstreckt sich über die Jahre 1828 bis 1863 und umfaßt gegen 200 Briefe. Herr Staatsarchivar Dr. Rudolf Wackernagel in Basel hat die Schreiben, die sein Vater, Wilhelm Wackernagel, an Bluntschli gerichtet hatte, mit Erlaubnis der Familie Bluntschli kopiert und sie samt den Originalbriefen Bluntschlis an Wackernagel chronologisch geordnet und zusammengestellt. Der Briefband ist Eigentum der «Wackernagel'schen Familien-Stiftung in Basel». Die Initiative zur Veröffentlichung dieser Korrespondenz ist von den Söhnen Wilhelm Wackernagels ausgegangen. Die Familie Bluntschli hat ihrerseits die Ermächtigung zu dieser Publikation erteilt. Wiewohl die Briefe Aufschlüsse über die verschiedensten Gebiete enthalten, bleibt die Veröffentlichung auf diejenigen Briefe und Briefstellen beschränkt, die sich mit den politischen Ereignissen beschäftigen. Sie bilden die wertvollsten und interessantesten Partien des Briefwechsels. Durch diese Begrenzung des Stoffs sollte gleichzeitig eine gewisse Einheitlichkeit der Darstellung erreicht werden. Die Verantwortlichkeit für die Auswahl trägt der Herausgeber. Im übrigen hat er sich darauf beschränkt, die historische Verbindung zwischen den einzelnen Briefen herzustellen und Einzelheiten zu erläutern, auf welche die Briefe Bezug nehmen.

Johann Caspar Bluntschli und Wilhelm Wackernagel waren sich während ihrer Studienzeit in Berlin, in den Jahren 1827/28, nahe getreten. Sie hatten sich mit wenigen vertrauten Freunden — darunter den Schweizern Theodor Fröhlich von Brugg, Abel Burckhardt und J. J. Herzog von Basel — vereinigt zu einer Gesellschaft, welche die Bezeich-

nung «die Namenlose» führte.¹⁾ Wackernagel (geboren in Berlin den 23. April 1806) durfte schon damals auf eigene, der Erforschung mittelalterlicher Literatur zugewandte Arbeiten zurückblicken, während der um zwei Jahre jüngere Bluntschli (geboren in Zürich den 7. März 1808) nach Berlin gekommen war, um vor allem den Vorlesungen Savignys, des Begründers der historischen Rechtsschule, zu folgen.²⁾ Als Wackernagel im Jahre 1828 «Gedichte eines fahrenden Schülers» veröffentlichte, widmete er sie «mit treuem Herzen den theuren Freunden Caspar Bluntschli von Zürich und Abel Burckhardt von Basel». Nachdem Bluntschli im September 1828 Berlin verlassen hatte, scheint keiner der Freunde den Verkehr durch einen regelmäßigen schriftlichen Gedankenaustausch aufrecht erhalten zu haben, bis im Jahre 1833 äußere Ereignisse die beiden aufs neue zusammenführten. Wackernagel hatte alle die Jahre hindurch zunächst in Breslau und dann wieder in Berlin ein Leben voll Arbeit, aber auch voll der größten Entbehrungen zugebracht, und als die Kunde bei ihm eintraf (1832), daß in Zürich eine Universität gegründet werden sollte, wandte er sich von Berlin aus schriftlich an Bluntschli (11. November 1832), um sich zu erkundigen, ob er wohl hoffen dürfe, daß eine der Professuren an der Universität ihm zufiele. Allein Bluntschli gab zunächst eine wenig tröstliche Antwort (22. November 1832); als er jedoch zu Beginn des Jahres 1833 auf Antreiben J. C. Orellis diesen ablehnenden Bescheid widerrief, kam er zu spät.³⁾ Denn inzwischen hatte sich für Wackernagel die Aussicht auf eine Berufung nach Basel aufgetan, und als der Ruf nach Basel an ihn erging, da nahm er

¹⁾ *Rudolf Wackernagel*, Wilhelm Wackernagel; Jugendjahre 1806—1833, Basel 1885, S. 73. — *Bluntschli*, Denkwürdiges aus meinem Leben, 1884, I, S. 69 ff. Vgl. auch den Aufsatz über Wackernagel in der Allgemeinen Deutschen Biographie XL, 460 von *Edwin Schröder* und die von *S. Voegelin* verfaßte Lebensskizze und Charakteristik W. Wackernagels in den «Kleineren Schriften von Wilhelm Wackernagel», Bd. III (1874), S. 434 f. Ferner die Abhandlung über Bluntschli in der Allgemeinen Deutschen Biographie XLVII, S. 29 von *Meyer von Knorau*.

²⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges aus meinem Leben, 1884, I, S. 59 ff.

³⁾ *Rudolf Wackernagel*, Wilhelm Wackernagel, S. 168 ff.

mit tausend Freuden an. Am 19. April 1833 traf Wackernagel in Basel ein.

Auch Bluntschli gelangte nunmehr zu gesicherter Lebensstellung. Er wurde neben seinem Lehrer Friedrich Ludwig Keller zum außerordentlichen Professor an der juristischen Fakultät der neugegründeten Universität Zürich ernannt, blieb aber daneben als Rechtskonsulent der Stadt Zürich in der Praxis tätig.

Auf beiden Seiten, bei Bluntschli wie bei Wackernagel, war die Freude darüber aufrichtig, daß man sich räumlich wieder nahe gerückt war. Dies um so mehr, als Bluntschli sich mit Energie auf die Erforschung des germanischen, insbesondere schweizerischen Rechts zu werfen begann und sich eben anschickte, die Bausteine zu seiner «Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich» zusammenzutragen.¹⁾ Der Jurist Bluntschli war dadurch auch auf wissenschaftlichem Gebiet der Nachbar des Literaturhistorikers Wackernagel geworden.

Allein auch auf einem zweiten Feld trafen die Interessen der beiden Freunde zusammen: dem der Politik. In die politischen Kämpfe Zürichs hatte der junge Bluntschli trotz seiner Jugend schon wiederholt eingegriffen, und wie nahe das schwere und ungestüme politische Ringen in der deutschen Heimat den jungen Wackernagel berührt hatte, davon legen seine «Zeitgedichte» aus der Periode 1830—1833 bezeugtes Zeugnis ab.²⁾

In der Schweiz kam Wackernagel mitten in eine Periode leidenschaftlicher politischer Erregung hinein. In den meisten Kantonen war der Kampf für Einführung neuer liberaler Verfassungen unter schweren innern Erschütterungen kaum erst zum Abschluß gekommen; in einigen Kantonen stand die Krise noch bevor. Zu ihnen gehörte Basel. Die von der Landschaft gegen die Hauptstadt erhobene Forderung nach voller politischer Gleichberechtigung von Stadt und Land hatte keine Befriedigung gefunden. Erst die blutigen Ereignisse des 3. August 1833 brachten die Entscheidung:

¹⁾ Der erste Band des Werkes ist 1838, der zweite Band 1839 erschienen.

²⁾ Diese «Zeitgedichte» hat Wilh. Wackernagel erst 1843 herausgegeben.

gegen die Hauptstadt. Die eidgenössische Tagsatzung setzte die staatsrechtliche Trennung von Stadt und Land durch. Wie Bluntschli über die Politik der regierenden Kreise Basels dachte, geht aus folgendem Briefe hervor:

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, den 17. August 1833.

Lieber Freund!

Die Manuscripte erhältst Du darum so lange nicht, weil ich diese Überreste der Vorzeit nicht den alle Vergangenheit, mit dem alten Rechte, hassenden Liestalerbarbaren in die Hände fallen lassen wollte, und bisher euer Schicksal doch etwas ungewiß war. Jetzt da Ihr unter Eidgenössischem Schutze steht, darf ich die Sendung eher wagen. Denn da müßtest Du lange warten, wenn ich auch den Abmarsch dieser Truppen und die Herstellung einer selbständigen Existenz für Basel hätte abwarten wollen.

Ich werde Dir bald auch einige durch ihre Sprache ausgezeichnete schweizerische Rechtsquellen, die ich auf meiner Reise gefunden habe, mittheilen.

Für einmahl habe ich nicht Musse, mehr zu schreiben. Gott gebe Eurer Stadt Geduld, da er ihr kein leitendes Talent in der Noth gegeben hat.

Es grüßt Dich

Dein C. B.

Wackernagel, der als frisch zugewanderter Preuße die politischen Zustände der Schweiz noch nicht zu überblicken vermochte, hielt mit seinem Urtheil über schweizerische Dinge zurück. Sein Auge blieb auf Preußen und Deutschland gerichtet und in den «Zeitgedichten» jener Tage rief er Preußens König, Friedrich Wilhelm III, zu:¹⁾

¹⁾ «An Friedrich Wilhelm.» Zeitgedichte von Wilhelm Wackernagel. S. 19.

«Nach dem Schild der Hohenzollern,
Sieh, wie aller Augen schaun!
Nirgends einen ehrenvollern
Giebts in allen deutschen Gaun.
König Friedrich Wilhelm, wag' es,
Setze Deutschlands Kron' aufs Haupt,
Das so manches grossen Tages
Ew'ger Blätterschmuck umlaubt.»

Schmerzlich berührte es ihn deshalb, daß die Hoffnung, Preußen werde die Hegemonie an sich reißen, um Deutschland Einheit und Freiheit zu bringen, in nebelhafte Ferne rückte; das beweisen folgende Briefe:

Wackernagel an Bluntschli.

Arau, 8/10/33.

Lieber Bluntschli,

— Meine politischen Gedichte folgen nun auch anbei in unsaubern Manuscripten und schlecht geordnet: noch sind einige Lücken in der Reihe nicht ausgefüllt. Namentlich werde ich meine Wünsche nach einer preußischen Hegemonie jetzt, da Preußen sie beabsichtigt (aber unter welchen Umständen und zu welchen Zwecken!) feyerlicher zurücknehmen müssen. Und so weiter. Urtheile mir nur recht objectiv, und verzeih wenn ich dich unwillkommen belästige . . .

Bluntschli an Wackernagel.

1833. 10. (20).

Lieber Wackernagel!

Dank für die Mittheilung deiner Gedichte; ich habe sie immer mit steigender Freude gelesen und wieder gelesen. Wenn ich auch nicht immer die politische Ansicht theilen konnte, so hinderte mich dieß doch keineswegs, die dichterische Bedeutung aufzufassen, und die Lieder zu lieben. Bevor ich Dir einige Bemerkungen über Einzelnes, die

zum Theil unserm Freunde Hirzel¹⁾ angehören, mittheile (freilich ein schlechtes unbedeutendes Gegengeschenk, wenn Du es vergleichst mit der reichen Gabe, welche uns durch deine Mitteilung geworden ist, das sich zu dieser wie Stimmen der Instrumente zu harmonischem Spiele verhält), möchte ich Dir recht dringend ans Herz legen, ja die Preußische Hegemonie nicht zu widerrufen. Man muß jetzt wahrhaftig von Zufälligkeiten ab-, und die Verhältnisse im Großen ansehen. *Preußen* und das ist die Hauptsache, die Preußische voranschreitende Nation, nicht das gegenwärtige Preußische System, nicht das Ministerium, selbst nicht der edle Preußische König, werden und müssen zum Heile Deutschlands die Hegemonie erhalten. Sie muß nicht an eine vergängliche Persönlichkeit geknüpft werden, sie bedarf einer breiteren, dauernden Grundlage. Der Preußische Staat (König und Volk) der erste Deutsche Staat muß Deutschland vorleuchten und führen. Woher, ich bitte Dich, soll sonst die organische, ächt Deutsche Entwicklung des Rechts und der Freiheit kommen? Solltest Du diese Ansicht nicht theilen, so bedenke, daß die Preußische Hegemonie wahrscheinlich faktisch doch eintritt. Und wie könnte da der Dichter schöner und und größer wirken, als wenn er, edle Gesinnungen voraussetzend, Zutrauen und Glauben vor aller Welt ausspricht, und gerade dadurch mithilft, die in der Seele der Herrscher schlummernden guten Kräfte zu wecken, die bösen niederzuschlagen. Traue einem nur nicht ganz Verdorbenen das Gute offen zu; gesetzt, er hätte geschwankt, so wird er nun angetrieben, das Vertrauen zu rechtfertigen und das Gute zu thun. Wie viel mehr Männer, die im Ganzen und Großen redlich nach dem Guten streben! O schwäche nicht den Eindruck, den die so herrlichen, auf Deutsche Einheit hinstrebenden Lieder machen werden. — —

Entschuldige den Kritikaster, erfreue uns bald mit der gedruckten Sammlung und liebe

Deinen Dr. Bluntschli.

¹⁾ Bernhard Hirzel, der Theologe, der sich damals eifrig mit indischer Poesie beschäftigte; in seinem späteren Leben hat er als Pfarrer von Pfäffikon in den Ereignissen des September 1839 (Zürich-Putsch) eine verhängnißvolle Rolle gespielt. *Meyer von Knonau*, Art. «Hirzel» in der Allgemeinen Deutschen Biographie XII, S. 483.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 29/10/33.

Liebster Bluntschli!

— Vor allen Dingen muß ich Dir für Deine Betrachtungen über die preußische Hegemonie danken. Diese Ansicht der Sache scheint mir eben so richtig in politischer Hinsicht als in poetischer fruchtbar. ich werde versuchen sie auszusprechen. Nur stört mich in diesem guten Muthe ein Traum den ich kürzlich hatte: ich hoffe daß er nur von der Furcht gekommen sey und nicht von der Ahnung. Der Siegeswagen vom Brandenburger Thor war ausgezogen und kehrte wieder heim; die Pferde giengen krank und traurig, die Brust starrete ihnen von tödtlichen Pfeilen. —

Allein noch durch eine andere schmerzliche Erfahrung wurde Wackernagel der preußischen Heimat entfremdet. Als Wackernagel im Jahre 1836 durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft in Bern bei der preußischen Regierung darum einkam, es möchte die Gültigkeitsdauer des Reisepasses, der ihm bei der Übersiedelung nach der Schweiz im Jahre 1833 ausgestellt worden war, zum dritten Mal verlängert werden, so empfing er abschlägigen Bescheid, «weil Sie,» wie ihm der preußische Geschäftsträger v. Rochow von Bern aus am 20. September 1836 schrieb, «nach dem Sie als Professor bei der dortigen Universität angestellt worden und also ein dauerndes Domizil in Basel genommen haben, nicht mehr als preußischer Unterthan angesehen werden können.»¹⁾

Wackernagel berichtet darüber an Bluntschli:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 18. Oct. 1836.

— Ich bin jetzt ein freyer Mann, frey bis zur Heimatlosigkeit. Die preußische Regierung hat mir, weil ich in

¹⁾ Akten des Staatsarchivs Basel. Bürgerrecht F 2. 1835—1842.

Basel domiciliert sey, das Recht eines preußischen «Unterthanen» entzogen. Nun denken hier Leute in der Behörde daran, mir das Basler Bürgerrecht zu verschaffen. Ich habe dieß Anerbieten natürlich mit Dank angenommen, auch mit der Erklärung, wenn es geschehe, Basel nicht so ohne weiteres wieder zu verlassen; aber auch mit der, daß ich wenn es fehlschlage Basel sogleich räumen und mich nach Zürich begeben würde. Dank ist des Gegendankes werth und Anerkennung der Anerkennung; aber ich weiß doch, was ich lieber wünschte. —

Auf den Antrag des Erziehungskollegiums (7. November 1836) nahmen jedoch die zuständigen Behörden der Stadt und des Kantons Basel am 6. Februar 1837 «Herrn Professor Wilhelm Wackernagel in Anerkennung seiner vorzüglichen Verdienste um unsere Lehranstalten unentgeltlich in das Bürgerrecht hiesiger Stadt auf,»¹⁾ und schufen damit dem Heimatlosen eine neue bürgerliche Existenz. Wie reichlich Wackernagel diese Gabe Basel entgolten hat, wird später zu berichten sein.

Dem schriftlichen Gedankenaustausch zwischen Bluntschli und Wackernagel zur Seite gingen persönliche Zusammenkünfte der beiden Freunde in Zürich und in Basel. Im Jahre 1837 verheiratete sich Wilhelm Wackernagel mit Bluntschlis jüngerer Schwester Luise, und als Wackernagel und Bluntschli im darauffolgenden Jahr 1838 dem Freimaurerorden beitraten,²⁾ so schienen sie miteinander unauflöslich verbunden zu werden. Ihr Briefwechsel wird von da an lebhafter, und insbesondere Bluntschli beginnt, den «Bruder» und Freund in seine geheimsten Gedanken über Wissenschaft und Politik einzuweihen. Wackernagel seinerseits fing an, sich in der Schweiz heimisch zu fühlen, und er säumte nicht, dies dem Freunde zu melden:

¹⁾ Akten des Staatsarchivs Basel; Bürgerrecht F 2. 1835—1842.

²⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 395. *Gottfried Wackernagel*, Zur Erinnerung an Bruder Wilhelm Wackernagel (Festgabe der Basler Loge zur «Freundschaft und Beständigkeit» zum 28. Januar 1883, S. 34 f.).

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 11/12/37.

Jetzt, nach den neuesten Vorfällen in Hanover,¹⁾ wo es die andern deutschen Fürsten mit activer Unthätigkeit gehn lassen wie dem Könige beliebt (der Bundestag macht Ferien, als geschähe eben nichts): hast Du jetzt immer noch Deine neidische Freude an dem Zustande Deutschlands? ich für meinen Theil befinde mich jetzt doppelt wohl in meiner neuen schweizerischen Haut.

«Glücklich sind die schlafen, und die
Sind beglückter, die wandern aus.»

Doch nun kamen die Wirren heran, die sich in Zürich an die von der liberalen Regierung ins Werk gesetzte Berufung von David Friedrich Strauß, des Verfassers des «Lebens Jesu», anschlossen (1839) und die für Bluntschlis fernere politische Wirksamkeit von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind.

Als im Januar 1839 diese Angelegenheit zum erstenmal im Großen Rat des Kantons Zürich zur Sprache kam, trat Bluntschli energisch gegen die Berufung von Strauß²⁾ auf; er befürchtete, das religiöse Gefühl des Zürcher Volkes möchte verletzt und die neugegründete Universität in ihrem Bestand gefährdet werden, wenn an der theologischen Fakultät der Lehrer der zukünftigen Geistlichen die Gottheit Christi leugnen dürfe. Allein er blieb in Minderheit, und erst als die Opposition gegen Strauß ins Volk hinausgetragen wurde und dort eine mächtige Bewegung hervorrief, entschlossen sich Regierung und Großer Rat (18. März 1839), die Berufung rückgängig zu machen und Strauß mit einer Pension abzufinden. Über diese Ereignisse geben folgende Briefe Aufschluß:

¹⁾ Nichtanerkennung der Verfassung von 1833 durch den im Jahre 1837 zur Regierung gelangten König Ernst August und Auflösung der Ständeversammlung.

²⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 202 f.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 18/2/39.

Liebster Bruder!

— Die neuesten Thorheiten Eures großen Rathes und Eurer Regierung erregen wie Du Dir denken kannst, auch hier die ernstlichsten Besorgnisse für die Kirche und für die Wissenschaft, bei mir für beides. Du hast Dich bei dem Handel brav und ehrenhaft benommen; ehrenhafter als unser Freund Schweizer,¹⁾ der doch als Cantonsrath nicht so dialectisch verwickelt, als Cantonsrath und als Professor der Theologie nicht so für Strauß hätte sprechen sollen um zuletzt gegen ihn zu stimmen. Jetzt wünsche ich nur dass die Feinde der Universität dieß üble Ereigniß nicht für ihre Zwecke benützen mögen. Dagegen könntet und müstet Ihr, wie ich glaube, besonders zweyerley thun: Einmal daß ihr dem Volke die Augen noch besser gegen Scherr²⁾ hin öffnet: denn selbst wenn Strauß auf guten Rath hin oder aus Furcht wieder ablehnt, so bleibt doch in Küßnacht immer noch das Narrennest: das muß fort, oder Ihr habt doch in jeder niedern Schule ein Sträußlein. Sodann sollte (gewiß wäre im Senat dafür eine Majorität zu gewinnen) sich auch die ganze Universität offen und öffentlich gegen Straußens Berufung erklären. —

Bluntschli an Wackernagel.

1839 März 3.

— Wir leben hier in einem sonderbaren Zustande. Wenn die Regierung bald nachgiebt oder abtritt, bleibt die Hochschule gerettet. Die XXII haben sich *für* die Hochschule ausgesprochen. Wenn es aber zu einer offenbaren Revolution kommen sollte, was ich nicht hoffe, so sehr ich

¹⁾ Alexander Schweizer (1808—1888), der bekannte Theologe.

²⁾ Thomas Scherr, Direktor des Lehrerseminars in Küßnacht, einer der eifrigsten Anhänger der Straußpartei. Vergl. über ihn: *Binder*, Art. «Scherr» in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXXI, S. 123.

der Bewegung den vollständigsten Sieg wünsche, so kann niemand sagen, wo wieder ein Halt sei. Was fällt Eurer Basler-Zeitung¹⁾ ein, ihre Notizen aus der Republik²⁾ zu holen? Meint sie wirklich auch, die Bewegung gehe vom Pöbel aus und führe zum Pöbel? Die Bewegung hat bei weitem größere Verbreitung und ist ohne Vergleich stärker, als die von 1830. Es ist die Reaktion des christlichen Volksgeistes (wie Schweizer sagte, der allerdings nicht die Stimmung des Großen Rathes berechnet hat, als er sprach) gegen den Radicalismus in Kirche und Schule. Die wird, wenn sie rein durchgeführt wird, die Wunden heilen, welche unser Staatsleben zum Tode gebracht hätten. —

Wie bekannt, gab sich die konservative Opposition mit dem errungenen Sieg nicht zufrieden. Sie verlangte, daß die Regierung zurücktrete, und als sie dies nicht erreichte, so organisierten, unter Duldung der Führer, die Parteigenossen, die im zweiten Gliede standen, den «betenden Aufstand» («Zürich-Putsch» vom 6. September 1839). Die verfassungsmäßigen Behörden wurden gestürzt; ein neuer Großer Rat wählte eine neue Regierung und berief in diese auch Bluntschli (2. Oktober 1839). Wackernagel sandte dem Freund folgenden Glückwunsch zu:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 25/10/39.

Liebster Bluntschli!

Zürnst Du daß nun schon über einen Monat vergangen ist, seitdem Du in den Regierungsrath eingetreten, und ich Dir noch nicht Glück gewünscht habe zu dieser neuen Würde?

¹⁾ Die «Basler Zeitung» war das Organ der konservativen Partei Basels.

²⁾ D. h. aus dem «Schweizerischen Republikaner», dem von Ludwig Snell redigierten Organ der Zürcher Radikalen. Die «Basler Zeitung» hatte in ihrer Nummer vom 28. Februar 1839 (No. 50) aus dem «Republikaner» ein Stimmungsbild abgedruckt: «So wie bei der Geistlichkeit, so kommt auch beim Volke zu dem Religiösen manch Anderweitiges, Unreines hinzu u. s. w.»

Es hat mich allerley daran verhindert; einen Theil der Abhaltungen kennst Du, meines Bruders Besuch; ein anderer ist gleich darauf gefolgt: auch Göttinger hat seine Herbstferien mit uns zubringen wollen.

So wünsche ich Dir denn heute endlich Glück d. h. Geduld und Muth: Du must es ja täglich erfahren, wie dergleichen Würden schwer drückende Bürden sind. Wie ichs für mich betrachten soll, ob mich freuen oder nicht, darüber bin ich noch immer in Zweifel. Freylich habe ich selbst Dir zugeredet die Wahl anzunehmen: denn ich hielt es für Deine Pflicht, jezt da das lang gehoffte und vorbereitete endlich zu Stande gekommen, nicht die Hand abzuziehen und den Gang der Dinge sich selbst zu überlassen; aber doch thut es mir leid um die Wissenschaft, der Du nun als Lehrer und als Schriftsteller für lange Zeit verloren gegangen bist, und leid für Dich, den die Hast und Last der Geschäfte, den unvermeidlicher Zorn und Verdruß, und daneben das Heimweh nach der früheren ruhigern Wirksamkeit mit ihren größeren unverkümmerten Früchten, ich fürchte es, langsam aufreiben werden. Die Zeit fordert Opfer, und nur rechte Leute können sie bringen: daß aber gerade Du es seyn must, schmerzt mich dennoch. Also noch einmal Muth, Geduld, und vor allem andern den Segen Gottes! —

Die konservative Partei des Kantons Zürich hatte bisher die Wurzeln ihrer Kraft in dem Einstehen für die verfassungsmäßige Ordnung und in der Verwerfung jeder Revolution besessen. Mit dem Zürich-Putsch gab sie diese Grundsätze preis und zerstörte mit eigener Hand den sichern Boden, darauf sie stund. Eine andere Schwierigkeit erwuchs ihr alsbald auf eidgenössischem Gebiet. In den Diskussionen, welche die, im Widerspruch zu Art. 12 des Bundesvertrages durchgesetzte Klostersaufhebung im Aargau (13. Januar 1841) hervorrief, war sie, als Verteidigerin des bestehenden Rechts, genötigt, die Forderungen der katholischen Partei der Eidgenossenschaft direkt zu unterstützen oder ihnen mindestens keinen Widerstand zu leisten. Bluntschli begriff die Schwierigkeit der Lage. Er war deshalb bestrebt, die gemäßigten

Elemente der konservativen und der radikalen Partei in einer neuen liberal-konservativen Partei zusammenzufassen, um mit dieser im Kanton Zürich und, da Zürich eidgenössischer Vorort war, auch in der Eidgenossenschaft gegen die Extremen von rechts und links auftreten zu können. Es mußte ihm deshalb alles daran liegen, bei den Erneuerungswahlen des Großen Rates im Frühjahr 1842 dieser Partei die Mehrheit in der Behörde zu sichern.¹⁾

Als Bluntschli dergestalt seine Vorbereitungen traf, um zu einer führenden Stellung im öffentlichen Leben emporzusteigen, da kreuzte Friedrich Rohmer seinen Weg, und von dem Tage an lagert Friedrich Rohmers Person und Lehre wie ein Verhängnis über Bluntschlis Lebenslauf. Friedrich Rohmer (geboren 1814 in Weißenburg in Bayern²⁾) war im Jahre 1841 nach Zürich gekommen, nachdem er in seiner Heimat bereits mit einer philosophischen Arbeit³⁾ und mit einer publizistischen Streitschrift gegen das «junge Deutschland»⁴⁾ hervorgetreten war. Friedrich Rohmers jüngerer Bruder, Theodor Rohmer (geboren 1816), hatte sich schon zuvor in Zürich zum Herold Friedrichs gemacht. Er war es auch, der Friedrich Rohmer in Beziehungen zu Bluntschli brachte. Friedrich Rohmer bot Bluntschli alsbald seine Dienste im Kampfe gegen den Radikalismus an: «Ich will Ihnen ein stolzes Wort sagen; ich bin ein Staatsmann von Geburt,» sprach Rohmer zu Bluntschli.⁵⁾ «Ich nehme einen Anteil an dem Schicksale der Welt und will darauf einwirken; ich bin vor allen Dingen Mensch. Meine Bestimmung

¹⁾ Bluntschli hat unter anderem auch in der Biographie, die er seinem Lehrer widmete, dem Romanisten Friedrich Ludwig v. Keller (1799—1860), der hervorragendsten geistigen Kraft der radikal-liberalen Partei Zürichs, diese Ereignisse kurz dargestellt: Allgemeine Deutsche Biographie XV, S. 570 und ferner «Erinnerung an Friedrich Ludwig Keller» (Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. III (1861), S. 1 f.).

²⁾ Vgl. über Friedrich Rohmer den Artikel von *Prantl* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXIX, S. 57.

³⁾ *F. Rohmer*, Anfang und Ende der Spekulation, München 1835.

⁴⁾ *F. Rohmer*, An die moderne Belletristik und ihre Söhne und die Herren Gutzkow und Wienbarg insbesondere: zwei Sendschreiben. Stuttgart 1836.

⁵⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I., S. 265.

ist die Welt. — Der Radikalismus ist innerlich nichtig. In der Schweiz ist er am meisten verbreitet. Daher muß er da zuerst bekämpft werden. Der Radikalismus darf nicht siegen. Würde er siegen, so käme Blut, Blut, Blut. Das darf nicht sein. . . . Ich schlage Ihnen vor, wir wollen für die Schweiz zusammenwirken, wir beide allein.» Bluntschli war fasziniert von dem Mann. Die Sicherheit, mit der Rohmer auftrat und die Gewandtheit, mit welcher er in jedem Augenblick alle Erscheinungen des Tages auf bestimmte, von ihm entdeckte psychologische Prinzipien zurückzuführen in der Lage war, verschafften Rohmer die volle geistige Herrschaft über Bluntschli. Die radikale Partei verfügte in dem von Ludwig Snell¹⁾ — einem deutschen Flüchtling — geleiteten «Schweizerischen Republikaner» über ein schlagfertiges Zeitungsorgan. Bluntschli dagegen bediente sich des «Beobachters aus der östlichen Schweiz» für seine Zwecke und öffnete nun das Blatt dem neuen Verbündeten. Rohmer übernahm es, in dem «Beobachter» vor allem die Beweise für die Regierungsunfähigkeit des Radikalismus und für die Notwendigkeit einer Wahlallianz der konservativen und der liberalen Partei zu entwickeln. Er begann, Verhältnisse, die sich im Kanton Zürich und der Schweiz aus ganz bestimmten politischen Ursachen und lokalen Zuständen herausgebildet hatten, auf die Grundkräfte der menschlichen Seele und philosophische Anschauungen zurückzuführen und so politische Forderungen des Tages für wissenschaftliche Dogmen auszugeben. Auf diese Weise ist Rohmers Lehre von den politischen Parteien entstanden. Ihr Verfasser hat sie, für die Bedürfnisse der damaligen Wahlkämpfe im Kanton Zürich zugeschnitten, zuerst in einer Reihe von Zeitungsartikeln im «Beobachter aus der östlichen Schweiz» (14.—25. März 1842) veröffentlicht.²⁾ Die Lehre gipfelt in den Sätzen: Die poli-

¹⁾ Vgl. über Snell den Aufsatz von *Hunziker* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXXIV S. 508.

²⁾ *F. Rohmer*, Dokumentarischer Abriß der Geschichte der liberal-konservativen Politik vom Jahr 1842—1847; als Manuskript gedruckt, 1848, S. 71 ff — Theodor Rohmer hat diese Artikel im Jahr 1844 in dem Buch zusammengefaßt: «Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien». Vergl. auch: «Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien und ausgewählte kleine politische Schriften; mit Vorwort und Einleitung von *H. Schultheß*», 1885.

tischen Parteien spiegelten die Entwicklung des einzelnen Menschen wieder. Der Knabe, rein auf das Lernen angewiesen, sei, sowie er den Händen seines Lehrers entschlüpfe, auf alle Weise radikal; daher vereinigten sich in der radikalen Partei Menschen, die von Natur in ihrem Charakter knabenhaft seien. Der Radikalismus sei deshalb gemäß seinem Charakter kein herrschendes, sondern nur ein anreizendes Element. Der Liberalismus dagegen sei die Repräsentation des jüngern Mannes. Der Liberalismus sei die höchste politische Partei, wenn er Hand in Hand mit dem Konservatismus gehe. Der Liberalismus verhalte sich zum Konservatismus wie ein erwachsener Sohn zum reifen, aber noch nicht alten Vater; daher müßten Konservatismus und Liberalismus als Alliierte auftreten. — Bluntschli glaubte, in dieser Lehre das festeste Fundament für seine liberal-konservative Partei erhalten zu haben ¹⁾ und gab sich dem Wahne hin, die Rohmerschen Theorien würden dem Radikalismus die Gunst der Menge entziehen und ihn ohne weiteres aus dem Sattel heben. Weniger erbaut über Rohmer waren die Freunde in Basel, ²⁾ die mit Sorge gewahr wurden, wie Bluntschli immer tiefer in den Bannkreis eines Fremden hineingeriet, der, wie sie wußten, sich von Bluntschli und andern politischen Freunden ³⁾ finanziell unterhalten ließ und dessen Selbstgefühl ihnen in gar keinem Verhältnis zu seiner Einsicht und seinen Leistungen zu stehen schien. Wackernagel ließ es an Warnungen nicht fehlen, wie der nachfolgende Briefwechsel bezeugt.

¹⁾ Auf Rohmers Parteienlehre beruht die Schrift von *J. C. Bluntschli*, Charakter und Geist der politischen Parteien, 1869.

²⁾ Zürcherische Konservative, welche sich vom Rohmerschen Kreise ferne hielten, beurteilten das Verhältnis Bluntschlis zu Rohmer ebenso ungünstig, wie die Basler Gesinnungsgenossen. Vgl. die von *Meyer von Knonau* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XLVII, S. 32 mitgeteilten Äußerungen von Georg von Wyss.

³⁾ Neben Bluntschli gehörten Heinrich von Orelli (1815—1880) und Heinrich Schultheß (1815—1885; Allgemeine Deutsche Biographie XXXII, S. 694—696) zu den Intimen des Rohmerschen Kreises. Heinrich von Orelli ist im Jahre 1842 in einer kurzen Schrift «Friedrich Rohmer in Zürich; ein politisches Fragment unserer Geschichte» offen für Rohmer eingetreten, und Heinrich Schultheß (der Begründer des «Europäischen Geschichtskalenders») hat noch in spätern Jahren durch Herausgabe von Rohmers politischen Schriften (vgl. oben S. 218, Anmerkung 2) für Rohmer gewirkt.

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 30. I. 42.

— Unsere Zustände sind entsetzlich krank. Und noch nie hatte ich größere Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit und des Rechts. Du wirst bemerkt haben, daß Rohmer in den «Beobachter» schreibt. Der «Beobachter» regt die Geister bei uns so auf, daß sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. Die Radikalen sind ganz außer sich vor Wuth, seitdem ihre hohle thönerne Autorität so zerschlagen wird. In den Conservativen ist Unsicherheit eingetreten und doch daneben ein Gefühl, daß Trost für sie da sei.

Ich kenne nun diese beiden Rohmer ganz genau: und ich versichere Dich: Ich habe bis jetzt von keiner großartigeren geistigen Schöpfung gehört, als von der Friedrich Rohmers. Ich bitte Dich, lies einen Aufsatz von Fr. R. im Morgenblatt vom Jahre 1835 (od. 1836?) *An die deutsche Belletristik*,¹⁾ bedenke dabei, daß dieß von einem 21-jährigen *Jüngling* geschrieben ist, und überdem von einem Jüngling, der damals den wissenschaftlichen Radicalismus (Atheismus) auf die Spitze getrieben, und wenn Du das bedacht und den Aufsatz genau gelesen, dann sage mir Deine Meinung darüber.

Kommen die Sachen weiter, so müssen wir durchaus mündlich das Nähere genau verhandeln und überlegen. Für jetzt muß das Obige genügen; denn Briefe müßten Bücher werden, um die Sachen recht zu besprechen. —

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, Herrenfastn., (6. Februar) 1842.

— Hättest Du Deine schöne Verheißung erfüllt uns auf einige Tage zu besuchen, so brauchte es dieser Schreiberey nicht; hierüber nicht, und auch nicht über den Rohmerischen Handel. Laß mich offen gestehen daß ich, fern von der

¹⁾ Vgl. oben S. 217, Anmerkung 4.

leidenschaftlichen Aufregung in welche diese Tage der Entscheidung Euch versetzen, Dich und Deine Freunde nicht recht begreife, Dich, den nüchternen Staatsmann und in der Politik keinen ungestümen Neuling, nicht ganz wiedererkenne; daß ich bei diesem Stand und Gang der Dinge mehr für Euch fürchte als je. Es befremdet mich, daß Du aus dem Kampf der Principien einen solchen Kampf der Personen und um Personen hast werden lassen, daß in Deinem Blatte wenigstens Fr. Rohmer und Conservativismus als Synonyma erscheinen. Es macht sogar mir, dem Fremden, Bedenken, daß Du den letzten Austrag Eurer Wirren in die Hände von Fremden gelegt hast, zu denen einmal Stadt und Land kein Herz haben können, die mehr denn irgend ein anderer Fremder als Fremde hervortreten, weil sie überhaupt mehr denn irgend ein anderer mit ihrem Ich hervortreten. Ich finde es für die Sache gefährlich, daß mit dem Fr. Rohmer, ihm unter Augen von seinem Bruder und seinen Freunden ein Genius-Götzendienst getrieben wird, der nicht bloß Juden und Heiden, sondern auch Christen ein Ärgerniß seyn muß, und der den verlachenden Spott gegen eben denselben nothwendig provociert, von welchem Ihr Eure Rettung und die der ganzen Welt erwartet. Es scheint mir politisch unpractisch, den Horizont der Polemik so weit zu fassen, wie Ihr jezt thut, und jezt wo vor dem nächsten Schritte die Zürcher Großrathswahlen liegen, weit über Zürich hinaus an den Radicalismus der ganzen Welt den umstürzenden Hebebaum zu legen. Ich fürchte, die Radicalen, die jezt nur dem Rohmer Schletterli ahenken und Schändlichkeiten nachsagen, werden zuletzt doch noch mehr als bloß das gethan haben: ich fürchte, Ihr selber macht Euch durch Eure universal-doctrinäre Begeisterung eine böse Diversion zu Gunsten der Radicalen.

Diesen Eindruck macht mir nach Euren Zeitungen die ganze Sache. Nichts wäre mir lieber als geirrt zu haben und von Dir (wenn Du's der Mühe werth findest) widerlegt zu werden; lieber das, als Recht zu haben: denn ich sehe für Euch kaum einen Weg mehr um noch bei Zeiten wieder einzulenken. Ich wollte den Sonntag heimlich beschließen:

aber je mehr ich an Euch denke, desto unheimlicher wird mir zu Muthe. Lebe wohl, liebster Bruder! Zürnen wirst Du nicht: Du weist wie ernstlich gut ich es meine.

Dein Wilh. W.

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 9. 2. 42.

Lieber Bruder.

— Nun die *Rohmer*. Du fürchtest für mich, Du zweifelst an mir. Ich begreife Beides, bin aber außer Stande, Deine Zweifel zu heben, wenn ich Dich nicht sehe. Meiner Sache bin ich sicherer als je: ich kämpfe ruhiger, vorsichtiger und viel entschiedener als je. Glaube mir wenigstens das für Einmal. Die beiden Rohmer sind keine Gelehrten, keine Literaten, keine Journalisten, sondern Staatsmänner von erstem Rang. Und ich habe die seltene Freude, endlich wieder und in erhöhtem Maßstabe mit Staatsmännern, Staat und Politik zu verhandeln.

Dieser Kampf der geführt wird, ist zunächst aber nicht ein Kampf der *Personen*, sondern der *Principien*. Eben weil die Principien, die der «Beobachter» mitteilte, so schlagend sind, griffen die *Gegner nur* die Personen an und überwarfen die Rohmer mit Koth. Sie mußten sich — als Fremde — der Gegner und der Freunde wegen einmal erklären. Fr. R. wird es noch kurz thun. Aber der «Beobachter» spricht im Übrigen nicht von den Personen der Rohmer, sondern behandelt ihre Ideen.

Wenn Du aber sagst: Sie treten mehr als andere als Fremde hervor: so kann ich das in dem Sinne zugeben, daß sie eben in der Schweiz nichts wollen, daß sie bald wieder ihre Blicke nach Deutschland richten werden. In dem Sinne aber behaupte ich das Gegenteil, daß sie in wenig Monaten den echten Schweizergeist unendlich besser verstanden haben als Snell, Scherr und Consorten in 10 Jahren. Sie wollen die Schweizer schweizerisch haben, sie wollen dieselben nicht mit fremder unpassender Cultur überkleistern und verderben.

Daß der Spott gegen Fr. R. nun wirke, das schadet nichts. Hegel hat sich zum Götzen gestempelt, Schelling läßt sich Weihrauch opfern. Fr. R. ist kein Mensch von dieser Sorte: das kann ich Dich versichern. Seine Jünger verehren ihn, das ist wahr; sie gehen für ihn durchs Feuer, das ist ein Zeichen für die geistige Kraft, die in Ihm wohnt. Aber als Mensch, als Individuum läßt sich F. R. nicht vergöttern, das kann ich Dir sagen. Er ist kein Heiliger, nichts weniger. Er wird verachtet, wie er verehrt wird. Aber das ist auch wahr: er ist die interessanteste Erscheinung, welche ich bisher zu beobachten Gelegenheit erhalten. Und ich läugne nicht, er ist mir *lieb*. Ihr alle werdet ihn noch erkennen und innerhalb Jahresfrist werden wir uns beruhigter darüber sprechen.

Über unsere Sachen Folgendes: Du kannst es Herrn Rathsherrn Haeusler¹⁾ mittheilen, den ich zu grüßen bitte: Wir müssen noch *vor dem Mai* einen *geistigen Kampf* mit den Radicalen durchmachen. *Dann erst sind wir der Wahlen sicher*. Jener geistige Kampf wird von *mir* im Einverständniß mit Rohmer geleitet werden. Die ganze Frage des *Christenthums* muß der *Straußisch-Hegelschen Negation* gegenüber nochmals — aber dießmal ohne Leidenschaft, durch bloße geistig freie Erörterung — durchgefochten werden: aber gleichzeitig die Parteien in ihrem Wesen geschildert, das *Bewußtsein* derselben aufgeklärt und die echten politischen Grundsätze mit *Offenheit, Wahrheit* und *Entschiedenheit* verfochten auch hier der eigentliche *Radicalismus* — zu unterscheiden von dem *schweizerischen Liberalismus* — geworfen werden.

Bei uns war es die durchaus lügen- und boshafte Polemik des «Republikaner», welche uns seit einem Jahre entsetzlich geschadet und der radikal-liberalen Partei großen geistigen Muth und Stärke verliehen, und in eben dem Maße unsere Partei geschwächt hat. Nun ist es durch die Polemik des «Beobachters» bereits gelungen, den «Republikaner» in den Augen eines großen Theils des Publikums zu demontiren, und die Seele desselben, Snell zu Boden zu

¹⁾ Bluntschli schreibt den Namen konsequent «Haeusler», statt Heusler.

werfen. Daher die gestrige Insolvenzerklärung¹⁾ des Republikaners.

Unsere Partei aber hat jetzt schon durch den «Beobachter» an Muth und Einsicht sehr gewonnen. Der Artikel vom letzten Montag z. B. über Conservatismus und Radicalismus gefiel ganz allgemein so sehr, daß von allen Seiten vom Land her verlangt wurde, die Bürklischen Zürcherblätter müssen ihn fürs ganze Volk ganz abdrucken.

Ich bitte Dich, beobachte nur den politischen Gang bei uns recht genau. Er ist über alle Maßen merkwürdig. Und während ich früher nur mit halber Lust Politik getrieben, thue ich es nunmehr mit dem ganzen Wesen und voll Interesse.

Hast Du den Aufsatz im Morgenblatt 1835 noch nicht gelesen?²⁾

Dein C. B.

Aber nicht bloß Wackernagel, sondern auch andere Angehörige der konservativen Partei Basels sahen mit Besorgnis, wie Bluntschli und seine konservativen Freunde sich blind der Führung eines Ausländers anvertrauten. In der von ihm geleiteten «Basler Zeitung» hielt der Führer der Basler Konservativen, Ratsherr Professor Andreas Heusler³⁾ mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. «Allerdings,» so begann sein Leitartikel in der «Basler Zeitung» vom 10. Februar 1842 (No. 34) «der nun in Zürich begonnene Kampf hat Bedeutung für die ganze Eidgenossenschaft, das kann niemand verleugnen, aber zuviel sagen doch die, welche behaupten mit Zürich stehe und falle der schweizerische Conservatismus. Es ist das eine Selbstüberschätzung, wie sie in Zürich bei beiden Parteien sich häufig findet, und bei aller Anerkennung des Einflusses, den Zürich auf eid-

¹⁾ Bluntschli spielt hier auf die Erklärung des «Republikaners» an, er werde über die Polemik des «Beobachters» «unter Stillschweigen und verdienter Verachtung hinweggehen». Vgl. «Dokumentarischer Abriß der Geschichte der liberal-konservativen Politik», S. 71. *Bluntschli*, Denkwürdiges I 277.

²⁾ Vgl. oben S. 220.

³⁾ Andreas Heusler, 1802—1868. Vgl. über seine Tätigkeit den Aufsatz von *W. Vischer* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XII, 337.

genössische Dinge ausübt und ausüben soll, müssen wir dagegen uns verwahren. Es wäre wahrlich traurig, wenn das Schicksal der Schweiz einzig und allein von dem ungewissen Ausgange des zürcherischen Wahlkampfes abhinge.» Im weitem Verlauf des Artikels wurde aber die Frage aufgeworfen: «Und wer sind denn die Verfechter in diesem Kampfe? Merkwürdig, in dem intelligenten Zürich, dem schweizerischen Athen, vertrauen beide Teile Ausländern die Führung des Streites. Es handelt sich um die wichtigsten Interessen des Volkes, aber Deutsche sind die Heerführer auf beiden Seiten. Es ist das eine Tatsache, die dem Volke von Zürich, offen gesagt, wenig Ehre bringt, daß sich die Parteien auf solche Weise unter die Vormundschaft Fremder stellen. Der «Republikaner», der «Landbote», der «pädagogische Beobachter» werden von geborenen Deutschen redigiert, die, zum Dank für gastfreundliche Aufnahme, seit Jahren die Leute hintereinander zu hetzen suchen, der «östliche Beobachter» hat in neuerer Zeit auch die Hülfe Fremder angerufen, nur der alte David Bürkli soll sich von dieser Manie fremder Intervention frei erhalten. Diese Fremdlinge haben recht gewandt eine schwache Seite des Zürchervolkes herauszufinden gewußt, sie schmeicheln ihm mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des Zürcherischen Meinungsstreites, während doch höchst wahrscheinlich die Weltgeschichte sich um diese streitsüchtigen Schulmeister wenig kümmern wird.» Bluntschli blieb jedoch solcher Belehrung unzugänglich:

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 17. 2. 42.

Mein Lieber.

Ich habe Dir einen langen Brief heute geschrieben und nachher denselben wieder zerrissen. Ich bin heute zornig auf die Radikalen und ärgerlich über die Basler-Zeitung. Und im Zorne und in der Galle ließ ich der Feder zu freien Lauf.

Die Radikalen haben eine förmliche Lügenorganisation, bloß um Fr. Rohmer, wie sie meinen, zu ruinieren, und versteht sich mit ihm mich. Sie wissen recht gut warum. Er

wird sie als *Buben* so züchtigen, wie sichs gebührt. Den Republikaner hat er in ein paar Worten total vernichtet: und der Republikaner und Snell galten als *unüberwindliche* Gegner. Sie haben die ganze radikale Partei bei uns wieder auf die Beine gesetzt. Und nun zum Dank und zur freundlichen Unterstützung kommt die Basler-Zeitung, und wedelt vor den Radikalen herum, z. B. dem Wütherich Weiß, dem Kind Melchior Hirzel, gibt sich den air des Unparteiischen, Feinen, Gebildeten und belfert gegen die Freunde. Und warum? Aus purer *Eifersucht* und *Spießbürgerei*.

Doch nein: Basel ist ja eine conservative Macht in der Schweiz; wir haben's gesehen. Basel hat *Geld*, und wird nächstens eine Million auf conservative Interessen verwenden. Es kann viel damit gethan werden: man kann damit eine gewaltige Presse wirken lassen. O der Spieße!

Ich sage Dir das, der Du Gott sei Dank noch kein eingefleischter Basler bist, und noch wirst begreifen können, daß die Basler — verflucht schlechte Politiker sind. Das haben sie bewiesen. Aber die Freunde im Stiche lassen, halb verrathen, das ist nicht bloß eine *schlechte* Politik, es ist eine *dumme* Politik.

Ich lobe mir die Radikalen; man weiß doch auch, woran man mit ihnen ist, man weiß, daß sie *alle, alle* Mittel brauchen, um den Feind zu schädigen. Aber bei diesen Freunden ist man nie sicher, ob hinterrücks statt der Hülfe ein Stich in die Seite geführt wird. Doch Basel hüllt sich in die Toga der großartigen Selbständigkeit und Ruhe; es sitzen aber keine Römer in der Toga, sondern —.

Auch ohne Euch werden wir den Kampf dennoch durchführen, und er ist so wahr ich ich bin, wichtiger und größer als ihr ahndet. Ich aber setze meine ganze Existenz, Alles ein, Ehre, Vermögen, wenn's sein muß das Leben. So ernst nehme ich die Sache. Und nun kommen diese erbärmlichen Häkeleien derer die sonst *Freunde* waren; das *schmerzt* mich, und darum nur rede ich noch. Aber auch der Schmerz wird mit dem andern verwunden werden: und wenn wir *ganz allein* stehen, so kämpfen wir doch und zwar mit dem Bewußtsein des guten Rechtes und mit der Hoffnung auf eine Hülfe, die größer ist, als die der Freunde.

Friedrich Rohmer aber ist, so wahr ich lebe, ein Mann, der zu *groß* ist, als daß kleine Seelen ihn jetzt schon fassen könnten; zu groß für die Schweiz, in der er jetzt verläumdert und mit Koth beworfen wird, und die doch ihm jetzt schon Vieles zu danken hat und in Zukunft noch mehr zu danken haben wird. Doch was geht Friedrich Rohmer die Basler für jetzt an. Aber die conservative Sache geht sie an, und wenn sie diese ferner so erbärmlich verlassen, in der Gefahr verlassen, so habe ich ein Recht, ihnen das vorzuwerfen.

Ich hätte Hrn. Haeusler selber geschrieben, aber Du siehst, ich träfe den Ton nicht, um es recht zu thun. Ich bin bitter, obwohl mit vollem Recht. Die *Dummheit* ärgert mich noch mehr an dieser ganzen Sache, als die *Immoralität*.

Verzuckere ihm die Pille, aber gib sie ihm ein. Es ist nöthig. Ihr kennt den Radicalismus nicht: ihr wißt nicht, wie tief er gefressen, wie er alles vergiftet hat. Ihr seht diese Hölle nicht; aber ich kenne, ich sehe sie. Und wenn sie alle ihre Schaaren ausspeit, nichts, gar nichts, keine Freundschaft, keine Familienrücksicht, gar nichts soll mich hemmen, den Kampf durchzuführen.

Ihr lacht in Basel, daß der Kampf für das Christenthum gegen das Straußenthum vom Jahre 1839 eine welthistorische Bedeutung gehabt. *Und doch ist's so*. Es war das *erste Beispiel* der Weltgeschichte, daß ein Volk für das *wissenschaftlich* im Wesen angegriffene Christenthum sich erhob.

Den Baslern aber möchte ich empfehlen, die Artikel im Beobachter nicht bloß flüchtig zu lesen, sondern wie's hier geschieht, zu studieren, sie würden *mehr politischen Geist* bekommen, als ihnen von irgend andersher, z. B. in der Allg. Zeitung, geboten wird.

Grüße.

Dein C. B.

18. II. 42, Sogar der David Bürkli¹⁾ züchtigt heute die Baslerin für ihre »Scheelsucht«, gut so!

Die «Basler Zeitung» sah sich daraufhin veranlaßt, ihre Auffassung zu rechtfertigen. Sie schrieb am 16. Februar 1842

¹⁾ David Bürkli, der Herausgeber der konservativen «Freitags-Zeitung».

(Nr. 39), sie werde sich ihre Unabhängigkeit wahren und wolle daher «auch die Fehler unsrer politischen Freunde mit Schonung besprechen, in der Meinung, es sey das besser, als wenn wir sie durch unsern schwachen Beifall auf unrichtigem Wege bestärken . . . Wir sind daher so frei, frei zu seyn.» Im übrigen aber habe sich, was die Zuziehung von Fremden betreffe, ihr Vorwurf allerdings «zunächst» gegen die Radikalen gerichtet, welche sich zuerst Fremden «hingegen hätten». — Wackernagel suchte nach dieser Erklärung den Freund in Zürich zu beruhigen:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 4. 3. 42.

Liebster Bruder,

nur ein Wort des Grußes, damit Bruder Karl doch nicht mit ganz leeren Händen heimkomme.

Dein letzter zornvoller Brief ist einem ganz ähnlichen, den ich an Dich grade schreiben wollte, nur zuvorgekommen. Denn auch mich und viele mit mir hatte der thörichte Artikel der Basler Zeitung empört, z. B. auch den Bürgermeister Burckhardt,¹⁾ der mir nachdrücklich genug sagte, es werde kein solcher Aufsatz mehr kommen. Auch hat sich der Verfasser selbst alsbald geschämt, und sich, wie Ihr gesehen habt, gleich alle Mühe gegeben, das Unrecht wieder gut zu machen. Es hatte ihn eben die Behauptung, daß mit dem Zürcher Conservatismus der der ganzen Schweiz stehe und falle, und daß Basel nicht in Betracht komme, so in Harnisch gebracht. Nun, er ist halt ein Mensch und ein Basler, und da wirst Du ihm vergessen und verzeihen, wenn Du's nicht schon gethan hast. —

Da für die Jahre 1841 und 1842 Bern Vorort der Eidgenossenschaft war, so blieb zeitweilig die Leitung der eidgenössischen Geschäfte den energischen Händen des Schult-

¹⁾ Bürgermeister Karl Burckhardt (1795—1850), neben Heusler der einflußreichste Mann der konservativen Partei Basels. *W. Vischer*, in der Allg. Deutschen Biographie III, S. 574.

heißen Neuhaus¹⁾ anvertraut. Mit welcher Entschlossenheit Neuhaus gegenüber inneren Wirren vorging, das hatte man im Jahre 1841 erfahren, als es in den Kantonen Solothurn und Aargau zu Unruhen und Bürgerkrieg gekommen war.²⁾ Wackernagel gab nun im März 1842 an Bluntschli eine Nachricht weiter, die auf Vorbereitungen zu einer bewaffneten Intervention hinwies. Wackernagels Information erwies sich jedoch als unbegründet. Immerhin zeigt der Briefwechsel, der sich hierüber entspann, wessen sich damals die Parteien der Schweiz von einander versahen:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 11/3/42.

Lieber Bruder,

ein auf der Landschaft wohnender Basler Bürger, der es mit Euch u. Eurer Sache gut meint, ist soeben hereingekommen, um mir zu Deinen Händen Folgendes mitzuteilen:

1°. Die junge Mannschaft ist für die nächsten 5 Wochen zur Instruction einberufen. Sonst findet die Instruction immer erst im Spätjahr statt, dießmal zur Zeit der Frühjahrsarbeit.

2°. Im Zeughause zu Liestal sind die Arbeiten begonnen worden um bis zum May 8—9000 scharfe Patronen für die Infanterie und 1000—1100 für die Artillerie fertig zu haben. Die wenigen Leute die man des Geheimnisses wegen damit beschäftigt, sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend dahinter.

Diese letztere, die Hauptnachricht, ist durchaus zuverlässig: es liegt jedoch im Interesse des Überbringers, daß davon kein öffentlicher Gebrauch gemacht werde. Gott wird Euch helfen, wenn Ihr auch das Eurige thut.

In alten Treuen

Dein Wilh. Wackernagel Dr.

¹⁾ Vgl. den Aufsatz von *Blösch* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXIII, S. 498.

²⁾ *Feddersen*, Geschichte der Schweiz. Regeneration von 1830—1848 (Zürich 1867), S. 318, 324, 338. *Ed. Bähler* (sen.), Johann Carl Friedrich Neuhaus, 1796—1849 (Sammlung bernischer Biographien V, S. 108 ff.; insbes. S. 117 ff.).

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 25. III. 42.

M. L.

Ich danke Dir für Deinen Bericht. Der Plan von Neuhaus¹⁾ ist wahnsinnig, aber eben deshalb nicht so unwahrscheinlich, als mancher meint. Ich bitte Dich für fortgesetzte Wachsamkeit. Die thut Noth. Hoffentlich wächst die Verkehrtheit der Radikalen so an, daß wir darauf *fußen* können.

Der Kampf ist sehr ernst, aber noch nie in meinem Leben hatte ich eine so sichere Zuversicht, daß Gott mit uns ist, als eben jetzt.

Du kannst Dir denken, in welcher schwieriger Lage ich hier war der Rohmer wegen. Nun ist's schon sehr viel besser. Das Übrige wird folgen; ich wanke nicht. —

Sobald wir weiter sind, so muß Du mit Rohmer bekannt werden. Seit einem Vierteljahr sehe ich ihn fast täglich und immerfort wächst mir die Überzeugung, daß seine Wissenschaft ein Wendepunkt ist in der geistigen Entwicklung, daß von da aus alle Wissenschaften eine totale Umgestaltung erfahren müssen, daß die Welt selbst einer Umgestaltung entgegengeht. So oft ich noch die *Geschichte* von diesem Standpunkte aus betrachtet habe, so oft bin ich zu den überraschendsten Aufschlüssen gelangt über den Organismus in derselben. Doch davon läßt sich nur *reden*. Drum komme her, wenn Rohmer's Buch heraus ist. Dann werden wir uns schnell verständigen. —

Am 1. Mai 1842 fanden in Zürich die Wahlen für den Großen Rat statt. Keiner der beiden Hauptparteien fiel ein entschiedener Sieg zu. Die radikale Partei, unter ihrem Führer Dr. Jonas Furrer, wie die liberal-konser-

¹⁾ Die Würde eines Schultheißen von Bern und — da Bern in den Jahren 1841 und 1842 Vorort der Eidgenossenschaft war — zugleich eines Präsidenten der Tagsatzung bekleidete Neuhaus übrigens nur im Jahre 1841. Im Jahr 1842 ging das Amt an Karl Friedrich Tschärner von Bern über. *Bähler*, a. a. O. S. 120.

vative Partei, unter Bluntschlis Führung, zogen in den Großen Rat in ungefähr gleicher Stärke ein. Der Wahlkampf war von beiden Parteien mit äußerster Erbitterung geführt worden. Julius Fröbel, einer der deutschen Flüchtlinge, zu denen Rohmer bei seiner Ankunft in Zürich in nähere Beziehung getreten war, hatte Rohmers «messianische Geschäfte» in einer besonderen Streitschrift gebrandmarkt¹⁾ und darin Rohmer als «politischen Cagliostro» denunziert. Schon vorher waren die häuslichen Verhältnisse Rohmers der Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Das führte zu Skandal und zu einem Injurienprozeß, der zwar, da der Angreifer Julius Fröbel in seinen Behauptungen zu weit gegangen war, juristisch zu Gunsten Rohmers entschieden wurde,²⁾ aber Rohmer veranlaßte, den Schweizerboden, der ihm zu heiß geworden war, zu verlassen. Die Trennung hob die geistige Gemeinschaft zwischen Bluntschli und Rohmer nicht auf; Rohmersche Anregungen wirkten weiter fort, wie die folgenden Briefe beweisen:

Bluntschli an Frau Wackernagel.

Zürich, 1. Sept. 1842.

Liebe Schwester.

— Die Zeit in Stanz war die schönste, geistig fruchtbarste, die ich bisher genossen habe.³⁾ Ich habe mich erholt und gestält. Die wissenschaftlichen Entdeckungen, die ich gemacht, sind so reichhaltig, daß ich Stoff genug hätte für mehrere Jahre, oder besser für ein ganzes Leben, um dieselben weiter zu verarbeiten. Ob ich Muße finden werde zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen, bezweifle ich indessen vor der Hand. Immerhin ist der geheimste und tiefste Wunsch meiner Seele, den ich schon in meiner Jugend

¹⁾ *Julius Fröbel*, Friedrich Rohmer aus Weißenburg in Franken und seine messianischen Geschäfte in Zürich, 1842.

²⁾ Ein Lebenslauf; Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von *Julius Fröbel*, I (1890), S. 113—120. Vgl. ferner über Julius Fröbel den Aufsatz von *Sander* in der Allgemeinen Deutschen Biographie XLIX, S. 163.

³⁾ Über diesen Landaufenthalt in Stans vom Sommer 1842 vgl. *Bluntschli* Denkwürdiges I, S. 316 ff.

gehegt, nunmehr erfüllt. Der *Organismus des Staates* und das *staatliche Leben der Völker* liegt nunmehr klar und ent-räthelt vor mir. Jetzt erst weiß ich, daß ich ein Staatsmann bin. Und alle diese Findungen, die ich gemacht habe, habe ich im letzten Grunde Friedrich Rohmer zu verdanken, dessen Psychologie ich einfach angewendet habe auf Staat und Ge-schichte. Daraus wirst Du ersehen, daß mein ganzes Wesen an ihn gebunden bleibt, und daß wer mich in ihm ver-letzt, mir das zu rauben sucht, worin allein mein Leben Werth hat.

Aber nicht bloß das verdanke ich ihm. Er hat mir überdem die letzten Zweifel an der Persönlichkeit Christi gehoben und mir ein beruhigendes Verhältniß Gottes zu den Menschen eröffnet. Das hat vor ihm keiner vermocht. Hegels Dummheiten haben mich nie getäuscht. Schellings Nebel haben mir keine Klarheit verschafft; und was ich Ein-zelnes groß und wahr gefunden in den Werken der Alten und einzelner erleuchteter Geister der neuen Zeit, das ist nun Alles theils bestätigt, theils ins rechte Licht gestellt.

Und wenn es sich um solche Dinge handelt, so bin ich stolz genug, um kleine Geldmäkeleien nicht höher zu achten als sie es verdienen. Es ist kein Funke Baslergeist in mir. Ich liebe das Geld, nicht als einen Götzen, vor dem ich mich beuge, sondern als Mittel, um mir zu dienen. Und wenn ich Millionen besäße, so müßten mir diese dienen, sie würden mich nie zu fesseln vermögen. Im Übrigen ist Ver-schwendung auch nicht meine Sache. Daher kannst Du hierin ganz ruhig sein.¹⁾

Zum Schluß füge ich noch für Deinen Mann gelegent-lich bei, was er nicht glauben wird und dennoch wahr ist: Wer *zuerst*, nachdem er die *Psychologie* erfaßt hat, den *Organismus der Sprache* erforscht, wird sich in der Ge-schichte der Philologie einen unsterblichen Ruhm erwerben. Ich sage dieß bloß deßhalb, weil ich nicht möchte, daß er

¹⁾ Der Brief, den Frau Luise Wackernagel an ihren Bruder J. C. Bluntschli gerichtet hat, liegt nicht vor. Aus der Antwort Bluntschlis geht hervor, daß die Schwester Besorgnisse darüber geäußert hatte, daß er unverhältnismäßig große Summen zur finanziellen Unterstützung Rohmers verwandte.

mir später Vorwürfe machte, ich hätte ihn aufmerksam machen können und das versäumt. Die beiden Bogen der Biographie, die er per nefas erhalten, bitte ich sehr geheim zu halten.¹⁾

Grüße Deinen Mann und den klein-großen Wilhelm, und werde nicht zu Baslerisch.

Dein Bruder

C. Bli.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 13. Hornung 43.

Lieber Bruder,

Das neue Jahr soll nicht zu weit ins Feld gegangen seyn, ehe auch ich Dir und den Deinigen allen Segen Gottes gewünscht habe. Ich hole es um so mehr nach, damit Du mein Stillschweigen nicht falsch auslegest, und die Verstimmung, auf welche der letzte Brief Deiner l. Frau hindeutet, nicht immer tiefer wurzle. Ich bin an Dir, was mir nämlich an Dir und jedem Menschen die Hauptsache ist, niemals irre geworden; Du aber wohl an mir, und das gewiß mit Unrecht. Oder kannst Du mit gutem Gewissen meine Beistimmung verlangen zu Sachen, die ich wenig kenne, die mich aber, soweit ich sie kenne, zurückstoßen und zurückstoßen müssen? Traurig wäre es, wenn sich's von diesem Punkte aus trennend weiter spaltete; meine Schuld aber nicht. Vielleicht erwidert Du mir hier mit dem Vorwurfe absichtlicher Verstockung. Allerdings hast Du mich ausdrücklich aufmerksam machen lassen, wie viel auch gerade für meine Studien aus der Rohmerischen Philosophie zu gewinnen sey. Indessen es hieß da, ich könne mir unsterblichen Ruhm erwerben, und dieß Hinweisen, diese beständige Rücksicht auf Ruhm und Vortheil ist mir auch an der neuen Wissenschaft von jeher verdächtig gewesen. Ich weiß nicht, ob ich gegen dergleichen Dinge schon gleichgültig bin: aber ich weiß, daß ich es seyn will und soll. —

¹⁾ Der Satz bezieht sich auf die Selbstbiographie, die F. Rohmer im Sommer 1842 in Zug aufzuzeichnen begann und die nur für die vertrautesten Freunde gedruckt wurde. *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 315.

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 19. II. 43.

— Ich habe nie an Dir gezweifelt und habe immer die Hoffnung bewahrt, daß es doch noch gut kommen werde auch in dem Verhältniß, welches Dir anstößig scheint, für mich aber eine innere Nothwendigkeit und die höchste Freiheit zugleich ist.

Aber ich will Dir sagen, was mich verletzt hat. Es war das Dreierlei, was aber am Ende zusammen fällt in Eines: a) daß, als fast Alle mich im Stiche ließen und ich dennoch geistig und moralisch ungebeugt, wenn schon tief gekränkt und fast allgemein verkannt aushielt, auch Du mir ganz ferne standest b) daß Du in Deinen Äußerungen an meine Familie Dich über einen Mann, den Du nicht kennst, den ich aber sehr genau kenne und verehere, in einer Weise aussprachst, welche mich in dem Munde eines Dritten — z. B. des Verfassers von «Gauner und Narren»¹⁾ — ganz gleichgültig läßt, in dem Munde eines so nahe stehenden Freundes aber nothwendig tief schmerzen mußte c) daß Du Dich die Mühe verdrießen liebest, der Sache auf den Grund zu gehen, soweit das nöthig war, um Dich zu überzeugen, ob ich wirklich ein Narr geworden sei oder ob einer geistigen Richtung, welche Deinen Freund ganz erfaßt hatte, nicht eine höhere Bedeutung zukomme, als einer gewöhnlichen wissenschaftlichen Theorie.

Du sagst mir, die beständige Rücksicht auf Ruhm und Vortheil, auf welche auch ich Dich hingewiesen, habe Dich zurückgestoßen. Lieber Freund, ich kann Dich versichern, daß Ruhm und Vortheil keine Begriffe sind, welche in der Rohmerischen Psychologie einen hohen Platz einnehmen. Aber das weiß ich auch, daß Du nicht so *mönchisch* gesinnt bist, um einen Ruhm, der *verdient* ist, zu verschmähen. Es kommt Alles auf *Wahrheit* an und auf *Recht*; aber die

¹⁾ Der Kult, der Friedrich Rohmer von seinen Anhängern, vorab von Bluntschli, gewidmet wurde, fand eine scharfe Kritik in einer politischen Satire: «Gauner und Narren; eine politische Komödie von Otto Hammer». Liestal 1843.

Wahrheit wird sich auch nicht ducken müssen vor aufgeblasenem und eitelm Schein. Wäre es äußerer Ruhm, den wir anstrebten, wir hätten es sehr dumm angefangen, denn statt des Ruhms haben wir Verachtung und Mitleid und Haß geerntet, und sind doch unerschüttert geblieben und doch voll Siegeszuversicht und geistiger Freudigkeit. —

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 6. Mai 1843.

— Ich entbrenne manchmal vor geistiger Ungeduld und Thatenlust. Aber dann zügle ich diese Ungeduld wieder und halte sie: wie ich denn muß in dieser erbärmlichen Zeit.

Mit meinem Werk über den Staat bin ich nun so weit vorgerückt, als es *für mich* nöthig war, mit dem Staat und seiner Geschichte ganz ins Klare zu kommen.¹⁾ Eben da wurde es mir aber auch klar, daß ich dasselbe nicht jetzt herausgeben darf. Die Leute würden's nicht nur nicht verstehen, sondern das Wenige, was sie zu verstehen meinten, geradezu mißverstehen. Nur ein echter Staatsmann könnte es seinem Wesen nach verstehen. Und wie viele gibt es gegenwärtig? Das Volk der Gebildeten aber und Ungebildeten versteht die Theorie nie *vor*, sondern erst *nach* der That.

Es ist das sicher keine Überhebung. Ich wollte, und wie gerne, daß es schon anders, daß die Empfänglichkeit schon da wäre. Aber es hilft nichts; ich kann mich darüber nicht täuschen, ich muß was wahr ist, so schmerzhaft diese Wahrheit für mich ist, eben als wahr annehmen, und darf es gerade darum, weil es wahr ist, auch sagen.

Dagegen habe ich einen andern schriftstellerischen Plan. Ich will ein paar Tauben aussenden, zu sehen, ob die Wasser sich zu verlaufen anfangen. Ich will einen Band *Studien* über den Staat und die Kirche schreiben, und Einzelnes so faßlich als es mir möglich, einläßlicher, genauer besprechen und dabei hübsch anknüpfen an das hergebrachte, gelehrte

¹⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 316, 324.

Bewußtsein; zum Theil polemisch, zum Theil positiv ausführend, Gewagtes andeutend. Z. B. *Staat* als *menschlicher Organismus*, aber nur der Tendenz nach, nicht den Organismus selber vorlegend. Verhältniß von *Staat* und *Kirche* wie *Mann* und *Weib*, vorzüglich *historisch* beleuchtend; *Mohammed* und sein Reich (damit bin ich fertig; Koran und Sunna sind mir nun klar); u. dgl. So arbeite ich vor und erhalte Übergänge. Das Publikum aber versteht eine Ausführung Eines Gedankens viel eher, als den Zusammenzug des Ganzen in den Brennpunkt kurzer Sätze, wie ich dieselben als §§ in meiner Hauptarbeit niederschrieb. —

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 21. März 1844.

Lieber Wackernagel.

Ich schicke Dir meinen Entwurf des Civilgesetzbuches.¹⁾ Theile denselben mit, wem Du magst und für gut findest.

Meine Studien rücken vor.²⁾ 10 Bogen sind bereits gedruckt. Auf momentanen Succesß rechne ich nicht wegen der radikalen Phase, in welcher der Zeitgeist gegenwärtig ist. Die Zukunft aber gehört uns an. Und dieses Bewußtsein stärkt.

Du schreibst mir nichts über Th(eodor) R(ohmer).³⁾ Du wirst es doch scharf — nicht bloß wie Häusler «*oberflächlich*» gelesen haben.

In München habe ich zu Neujahr F(riedrich) R(ohmer) in einem herrlichen Momente seiner Entwicklung gesehen. Da ist mir die *Dreieinigkeit* ganz lebendig vor die Seele getreten. Seine *Race* hat sogar *dämonische* Seiten; sein *Individuum* ist rein und die Spitze des menschlichen Geistes. Das steht nun ganz fest. Ich bin stolz darauf, ihn zur Zeit des Elends und der Mißkennung erkannt zu haben. Er ist «*der Mensch*»; und nicht «des Menschen Sohn». Hat Christus

¹⁾ Vgl. darüber unten S. 239.

²⁾ Vgl. darüber unten S. 238.

³⁾ Im Jahr 1844 war Theodor Rohmers Buch «Friedrich Rohmers Lehre von den politischen Parteien» erschienen. Vgl. oben S. 218, Anmerkung 2.

die *Religion* gebracht und die *Kirche* mit seinem Geiste erfüllt, so bringt *er* die *Wissenschaft*, und der organische *Staat* kann nur aus ihm hervorgehen. Das ist mir nun gewiß, nicht bloß aus dem System, sondern aus der Geschichte und aus der unmittelbaren lebendigen Erfahrung.

Was früher nicht möglich war, das ist nun auch schon erreicht. Er kann jetzt mit den Menschen, auch wenn sie ihn nicht verstehen, sprechen und auf sie wirken. *Fetzt schon* steht er mitten drin in der großen Politik, und verkehrt jetzt schon — ohne Titel, ohne Anstellung — mit Ministern und Gesandten als eine geistige *Macht*, welche diese anerkennen.¹⁾ Nur Er wird den Radicalismus in Deutschland überwinden, und er wird Deutschland zu einer Weltmacht erheben. Die ersten — schwierigsten — Anfänge sind schon zurück gelegt. Die *Theorie* liegt hinter ihm. Das *Leben* und die *Praxis* sind schon da.

Als er in der Schweiz unter dem Gewicht des Scandals, unter dem Geschrei der ganzen verbündeten radikalen Presse untergegangen zu sein schien, wie Viele hätten damals geglaubt, oder es auch nur für möglich gehalten, daß er so bald schon eine so bedeutende Stellung in Deutschland, ohne alle Erniedrigung, ohne Höflingskünste, ohne eine äußerliche That, lediglich durch seine Persönlichkeit erringen werde. Nun wissen es Staatsmänner aus Erfahrung, daß er ein geborner «Staatsmann» ist, und behandeln ihn so.

Häusler benimmt sich in der Basler Zeitung genau wie ein Philister;²⁾ nur dürfte er, da er doch nicht weiter sieht

¹⁾ Im Gegensatz zu diesen Mitteilungen berichtet Bluntschli in «Denkwürdiges aus meinem Leben», Bd. II, insbes. S. 69, Rohmer habe es auch in München nie zu Ansehen und Einfluß bringen können, weil «seine Erscheinung den Menschen unheimlich gewesen sei».

²⁾ Bluntschli hat dabei offenbar eine Serie von Zeitungsartikeln über «Aargauische Zustände» im Auge (Basler Zeitung 1844, No. 66—68), worin der Verfasser (Heusler) den Tagsatzungsbeschluß von 1843, der die aargauische Klosterangelegenheit aus Abschied und Traktanden verwies, beklagte, aber daran erinnerte, daß die katholischen Freiämter durch den «fluchwürdigen Freiämterzug von 1830 (gegen die Hauptstadt Aarau) einen Frevel begangen haben, welcher seither zur Vergiftung der aargauischen Zustände vieles beigetragen hat» (Basler Zeitung vom 18. März 1844). Da Bluntschli die Aufhebung der Klöster (als Verletzung des Artikels 12 des Bundesvertrages) mißbilligte, so ließ er auch keine historischen Entschuldigungsgründe gelten.

als ein solcher, etwas weniger vornehm thun. Es steht ihm schlecht an. Gysi¹⁾ wird ihm einen Brief von mir mittheilen, den er sicher nicht in den Spiegel stecken wird. Die Rüge ist scharf und schneidend, aber wohlverdient. Ich wollte, er würde Dir das Briefchen mittheilen.

Grüße die Luise und den kleinen Götti.

Dein C. B.

Die beiden Werke, von denen in den zwei vorangegangenen Briefen die Rede ist, hat Bluntschli im Jahr 1844 veröffentlicht. Sie stellen unter sich die denkbar größten Gegensätze dar: es sind Äußerungen zweier von einander völlig getrennter Geistesrichtungen, die in der Seele *eines* Mannes vereinigt waren.

Zunächst erschienen die «Psychologischen Studien über Staat und Kirche», die — wie der Verfasser im Vorwort bemerkte — «einer *neuen Wissenschaft* angehören». Denn was man bisher als Wissenschaft verehrt hatte, «liegt wie eine dichte, trübe Nebeldecke ausgespannt über der Fläche, den Blick verhüllend und den Strahl der Sonne hemmend. Und es bedarf eines scharfen, schneidenden Morgenwindes, damit er diese Nebel verjage, und die Leute gewahr werden, wie herrlich die Sonne am blauen Himmel glänzt und wärmt.» Weiterhin aber fährt Bluntschli fort («Studien», Vorwort p.VII): «Nein, es ist unmöglich, daß die bestehende Verwirrung in der Wissenschaft durch die Menge gehoben werde, nur ein überlegenes Individuum kann das Wort sprechen, welches den geistigen Mittelpunkt der Wissenschaft feststellt und dadurch die Wissenschaft mit der Religion und mit dem Leben versöhnt. Dieses Individuum, das berufen ist, diese hohe Aufgabe zu erfüllen, ist Friedrich Rohmer, von der Art ist seine Wissenschaft.» Auf den Rohmerschen Ideen, denen zufolge sich das organische Leben der Natur in dem Leben der politischen Entwicklung der Menschheit widerspiegelt,²⁾ baute Bluntschli

¹⁾ Heinrich Gysi, einer der Zürcher Parteifreunde Bluntschlis, wie Bluntschli eifriger Freimaurer. *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 395.

²⁾ Man vergleiche als Beispiel die Rohmersche Parteienlehre. Vgl. oben S. 219.

seine neue Wissenschaft vom Staat auf: «Staat und Kirche bilden beide den Organismus der Menschheit nach, aber wiederum in verschiedener Art und Richtung; der Staat die Mannheit, die Kirche die Weibheit». ¹⁾ Auf diese Weise glaubte Bluntschli, indem er die Lehre Rohmers von den XVI Grundkräften der Seele auf den Staat übertrug, die XVI Grundorgane des Staatskörpers entdeckt zu haben ²⁾ und gewann damit «die Elemente einer psychologischen Staatslehre». ³⁾

Auf festem, juristischem Boden steht dagegen die zweite Arbeit, die Bluntschli im Jahre 1844 veröffentlichte: der Entwurf zum ersten Teil eines Privatrechtlichen Gesetzbuchs für den Kanton Zürich. Bluntschli hatte an Stelle F. L. Kellers ⁴⁾ den Auftrag hierzu im Jahre 1844 übernommen. Er hat das Werk im Jahre 1852 zum Abschluß gebracht ⁵⁾ und damit ein Gesetzbuch geschaffen, das bis zur Stunde unter den Kodifikationen der Schweiz die erste Stelle einnimmt.

Im Jahre 1844 trat der erste Bürgermeister Zürichs, von Muralt, zurück, und nun war für Bluntschli der seit Jahren ersehnte Augenblick gekommen, der ihm die Erfüllung seines höchsten Wunsches bringen sollte: er hoffte mit dem Amt des ersten Bürgermeisters nicht nur die Leitung der zürcherischen Politik in seine Hand zu bekommen, sondern auch den maßgebenden Einfluß in den eidgenössischen Angelegenheiten zu gewinnen. Allein bei der Bürgermeisterwahl vom 18. Dezember 1844 wurde im sechsten Wahlgang der Kandidat der liberalen Partei, Dr. Zehnder, mit 99 Stimmen zum Bürgermeister gewählt. ⁶⁾ Auf Bluntschli waren 97 Stimmen gefallen. Wohl wurde Bluntschli in derselben Sitzung zum Präsidenten des Großen Rats für 1845 gewählt. Allein die Niederlage bei der Bürgermeisterwahl vernichtete für immer seine politischen Aspirationen in der Schweiz. Die beiden Freunde sprachen sich darüber folgendermaßen aus:

¹⁾ *Bluntschli*, Psychologische Studien über Staat und Kirche, S. 39.

²⁾ *Bluntschli* a. a. O., S. 181 f.

³⁾ *Bluntschli* a. a. O.; Vorwort, S. XIII.

⁴⁾ Friedrich Ludwig Keller war im Jahre 1843 als Professor an die Universität Halle berufen worden.

⁵⁾ *Eugen Huber*, System und Geschichte des Schweiz. Privatrechts, Bd. IV, S. 194.

⁶⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 363.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 28. XII. 44.

Mein lieber Bluntschli,

es ist gut, wenn man in den Übeln selbst die begegnen einen Trost zu finden weiß, und so sehe ich auch einen in der unerwarteten bösen Wendung, die Eure öffentlichen Angelegenheiten und damit die der ganzen Schweiz genommen haben. In der That glaube ich und nicht bloß als begütigende Phrase, wenn einmal die Parteien so wie bei Euch einander die Waage halten, daß da die größere Stärke nicht eben auf Seiten der gerade herrschenden, sondern eher der opponierenden sei, daß Du als Präsident des Großen Raths und namentlich als Führer der Opposition fruchtreicher sicherer wirken kannst als an der Spitze einer unterhöhlten Regierung mit einem in schwankender Majorität anders gesinnten Großen Rath. Jedesfalls stehst Du von neuem in dem großen moralischen Vortheil einer reinen und geraden Stellung: als Bürgermeister hättest Du eine solche schwerlich behaupten können. —

Gott segne und helfe! Wir hier schweben mitten inne zwischen den zwei Nöthen einer Regierung, die kurzsichtig eigensinnig vornehmthuend und verzagt ist und es mit ihrer wohlwollenden Lahmheit nie weiter als höchstens bis zu halben Schritten bringt, und einer radicalen Faction, die sich aus einer verwilderten Jugend und mit toll gewordenen Zöpfen täglich stärker recrutiert. Eben jetzt wird ein wiederholter Versuch gemacht, die Masse der Indolenten zu Bewußtsein und Thätigkeit zu bringen. Darüber vielleicht gelegentlich mehr.

Bester Bluntschli, Du bist mir lieb um Deiner Schwester, um alter Freundschaft willen: laß fortan nichts zwischen uns sein als solche Liebe. Auch im neuen Jahr von Herzen der Deine.

W. W.

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, den 4. Jänn. 1844. (recte 1845.)

Lieber Wackernagel.

Der Himmel hat es gut mit mir gemeint, daß er bei der Bürgermeisterwahl den Dämon des Radicalismus siegen ließ. Ich hätte in dieser Stellung das *Äußerste* gewagt und wäre ein *nutzloses* Opfer der Revolution geworden.

Ich sah sie an jenem Abend ganz klar vor Augen, wie sie nunmehr vielen schon klar geworden ist. Und als ich von der Partei gedrängt wurde, in der Regierung zu bleiben, enthüllte ich ihr die ganze kommende Gefahr. Sie waren erstaunt wie vor einer Vision; nun täuschen sich wenige mehr.

Sie ist entfesselt und wird erst besiegt, nachdem sie scheinbar den Sieg erlangt hat.

Die Revolution von 1798 war das *Ende* der *französischen* Revolution, ein bloßes *fremdes Nachspiel*, nur in der *wälschen* Schweiz eine *Wahrheit*. Die kommende Revolution von 1845 ist der *Anfang* der *deutschen* Revolution, und hat einen *wüthenden innern* Zug nach *Zukunft*.

Ob unsere Regierung sich noch lange hält, weiß ich nicht. Wahrscheinlich wird der Entscheid bald fallen. Aber das weiß ich, daß wir *so abtreten* werden, daß *darin* der *Same* liegen soll für einen *künftigen* und *dann entscheidenden* *Sieg* des liberal-conservativen Principes.

Eine Revolution kann man entweder *überwältigen* oder *leiten*, aber nie *hemmen* oder *gewinnen*.

Von *Leitung* durch *uns* kann keine Rede sein. Unsere Frage ist jetzt schon bloß: Kann sie durch uns *überwältigt* werden *jetzt*? Diese Frage wird ernsthaft erwogen und dann klar beantwortet werden. Und je nach dem *müssen* wir die Regierung in *radikale* Hände legen.

Ich habe über die *Vermittlung* der Schweiz ein Mémoire ausgearbeitet, das einstweilen *verborgen* liegt wie der *Same*, während das Gewitter tobt und die Wasser schwemmen.

Ich bitte Dich, inliegende Einladungen in Basel zu versenden. Korrespondenzen über *Stimmung* und *Fakta* sind *sehr wichtig*.

Es ist von äußerstem Gewicht, *politisch* genommen, die Schweizerische Revolution *bei jedem Schritte* zu verfolgen und immerfort *bekannt zu machen*. Denn eine Hauptkraft derselben ist, daß sie insgeheim unter *falschen* Larven (die *Fesuiten* sind ein wahrer Böhlmann für die *Kinder* unserer Tage) das *Volk*, das doch nicht revolutionär ist, berückt und so *einschleicht*.

Grüße Luise und deine Kinder.

Dein C. B.

Die Revolution wird wahrscheinlich *viel Blut* und *viel Geld* kosten. In Basel liegt viel Geld nutzlos. *Jetzt noch* würde ich meinen *Kopf* daran setzen, mit lumpigen *zwei Millionen Gulden* in der Hand die schweiz. Revolution zu bändigen und die Schweiz zu befriedigen. Ein Spottgeld für so großen Zweck, und doch nicht zu haben.

Nach dem Zusammenbruch seiner politischen Pläne trat Bluntschli (3. April 1845) aus dem Regierungsrate zurück, behielt jedoch die Redaktion des Privatrechtlichen Gesetzbuches bei und nahm an der Universität Zürich die akademische Tätigkeit in altem Umfang wieder auf. Neben der Arbeit an dem werdenden Recht gingen geschichtliche Studien einher über die Anfänge des schweizerischen Bundesrechts. Eine Frucht dieser Forschungen bildet die Schrift: «Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ersten ewigen Bünde», die er zuerst im Sommer 1846 separat veröffentlichte und später (1849) als ersten Teil seiner «Geschichte des Schweizerischen Bundesrechtes» einverleibt hat. Er berichtet darüber an Wackernagel:

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, den 4. Juni 1846.

L. W.

Die Luise bringt Dir nebst freundlichen Grüßen ein für *Häusler* bestimmtes Exemplar der III Länder. In wenig Tagen erhältst Du nachträglich das erste Heft meiner Ge-

schichte des Bundesrechts, wovon jene Broschüre nur ein Abschnitt ist. Ich hatte gehofft, Dir das Heft mitschicken zu können, bin aber so langsam von der Druckerei bedient worden, daß ich genöthigt bin, die Versendung zu verschieben. Inzwischen kannst Du, wenn es Dich interessiert, jenes Exemplar durchlesen.

Ich bin auf Häuslers Urtheil begierig: da er Kenner in diesen Dingen ist und sich mit der nämlichen Frage selber näher beschäftigt hat. Ich für meinen Theil halte das Räthsel nun für gelöst. Das Resultat ist mir politisch wichtig. Die Meinung, daß die Schweiz empörtes Habsburgerland sei, hat schon sehr um sich gegriffen, und es ist dahin gekommen, daß die Allg. Zeitung eine Gegenansicht, die ihr von einem deutschen Historiker mitgetheilt wurde, trotz vorheriger Zusage nicht aufgenommen hat, bloß weil die Herren die «abgefallene Schweiz» wieder ad saccum zu nehmen hoffen und ihnen daher nur die Koppische Ansicht genehm ist. Das steckt bei den einen bewußt bei den andern unbewußt im Hintergrund. Desto energischer muß die Wahrheit ins Licht gesetzt werden einer falschen Kritik und solchen Gelüsten gegenüber. Ich betrachte daher die Schrift, so klein sie ist, als eine staatsrechtlich und politisch nicht unbedeutende *Ehrenrettung* der *wahren Urschweiz*. Ich bitte Dich, sprich darüber mit Häusler und bitte ihn, die Sache in der Basler Zeitung zu besprechen. Aber nicht bloß gelehrt, sondern mit Berücksichtigung dieser politischen Sachlage. Den Radikalen ist die Ansicht, daß sich die Länder bloß empört haben, ganz Recht; denn sie sehen darin eine Rechtfertigung ihres revolutionären Geistes. Nur gar zu gerne meinen sie, ihr Treiben sei lauter Tellenthat. Desto nöthiger ist es, ganz entschieden zu reden: das Volk (in seiner bessern Natur) denkt anders als jene Deutschen und diese Radikalen. Aber man muß ihm dazu helfen, seine Gedanken auszusprechen.

Besprich das mit Häusler oder lege selber Hand ans Werk; ich bitte Dich dafür nicht um meinest- sondern um der Schweiz willen.

Dein C. B.

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 30. Aug. 1846.

— Die Anzeige meiner Schrift in der Basler Zeitung¹⁾ habe ich erst jetzt zu Gesicht bekommen Sie ist auch gar so unbedeutend und blaß-gelb. — Kopp²⁾ ist sehr gereizt auf mich, weil sein Urkundenlorbeer zu verwelken droht. Es thut mir für ihn leid, wenn er mich angreifen sollte. Ich habe ihn sehr geschont. Aber will er beharren, dann will ich in ihm einmal die bloße Stubengelehrsamkeit so austauben, daß es als Exempel dient.

Inzwischen hatte die Politik des katholischen Vororts Luzern durch die Berufung der Jesuiten nach Luzern (1844) und durch die Gründung des Sonderbunds der sieben katholischen Kantone (1845) die eidgenössischen Angelegenheiten der entscheidenden blutigen Krisis entgegengeführt. In den reformierten und paritätischen Kantonen gewannen die liberalen und radikalen Elemente die Oberhand, und die Tagsatzungs-Mehrheit der XII Stände war entschlossen, den Kampf gegen den Sonderbund bis zur Entscheidung durchzuführen.

Bluntschli unternahm es, einen Ausgleich herbeizuführen. Er entwarf im August 1847 ein politisches Vermittlungsprogramm³⁾ und ließ an den Papst Pius IX. eine Denkschrift⁴⁾ gelangen, worin er den heiligen Vater dringend ersuchte, die Jesuiten aus Luzern zurückzurufen. Als, wie zu erwarten stand, der Papst auf den Rat des reformierten Zürchers nicht einging, versuchte Bluntschli, die reformierten Konservativen der verschiedenen Kantone für ein geschlossenes Auftreten

¹⁾ Basler Zeitung vom 21. Juli 1846, No. 170, S. 681.

²⁾ Joseph Eutyck Kopp, der Verfasser der «Geschichte der eidgenössischen Bünde», 1845 f. Im Jahre 1846 lag erst der erste Band des Koppschen Werkes abgeschlossen vor.

³⁾ Mitgeteilt in Hiltys Politischem Jahrbuch XIII (1899), S. 655.

⁴⁾ *Bluntschli*, Denkwürdiges I, S. 426—432.

gegen die Tagsatzungsmehrheit zu gewinnen.¹⁾ Er setzte vor allem seine Hoffnung darauf, das konservative Basel werde, in Erinnerung an die ihm von der Tagsatzungsmehrheit im Jahre 1833 auferlegte Demütigung, ablehnen, gegen den Sonderbund zu Feld zu ziehen. Er fragte deshalb bei Wackernagel an:

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 11. September 1847.

— Ist's wahr, daß Stadt Basel, wenn die XII Ständemehrheit Krieg beschließt, mitziehen werde, ich weiß nicht aus welcher Schwäche, die sich als Legalität ausgibt? Dann gibt es keinen Punkt, der wagt neutral zu sein im Namen der alten und der künftigen Eidgenossenschaft.

Wackernagel an Bluntschli.

(Ohne Datum; September 1847.)

— Wenn die Zeit nicht drängte (die Zürcher werden gleich abfahren) dann könnte ich manches über die politischen Zustände Basels noch hinzufügen. Nur dieß: man erhebt sich, zwar langsam, aber man erhebt, man ordnet sich, man sucht zum Bewußtsein und zu einiger Kraft zu kommen, und allerdings ist Schmidlin²⁾ dabei die Hauptperson. Ein andermal und bald darüber mehr. Lebe wohl.

In der Tat begann die «Basler Zeitung» je näher der Krieg heranrückte, um so entschiedener die Meinung zu verfechten, Basel sei im Falle eines Aufgebots nicht ver-

¹⁾ Vergl. hierzu die von Prof. *Blösch* aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegebenen Briefe schweizerischer Staatsmänner aus der Sonderbundszeit. (*Hiltys* Politisches Jahrbuch XI (1897), S. 132—180.

²⁾ Wilhelm Schmidlin, damals Lehrer der Mathematik am Pädagogium, später Mitglied des Direktoriums der Schweizerischen Zentralbahn. *Fritz Burckhardt*, Wilhelm Schmidlin (Basler Jahrbuch 1893, S. 1 ff.).

pflichtet, seine Truppe gegen den «Sonderbund» ins Feld zu schicken.¹⁾ Allein der in ihrer Mehrheit konservativen Regierung gelang es, in der entscheidenden Sitzung des Großen Rates vom 6. November 1847 den Beschluß zur Mobilisierung zu erwirken. Der Große Rat ließ jedoch die Tagsatzung wissen, daß er damit «dem zerrütteten Vaterland das schwere Opfer seiner Überzeugung bringe.»²⁾ — Im Bürgerkrieg vom Winter 1847 wurde der Sonderbund militärisch überwältigt. Bluntschli und Wackernagel beklagten diesen Ausgang tief, weil sie darin den Sieg des Radikalismus über *alle* konservativen Parteien der Schweiz erblickten, der dem Sieger hinfort die führende Stellung im öffentlichen Leben der Schweiz verschaffen mußte. Die folgenden Briefe geben darüber Aufschluß.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 9. Januar 1848.

Liebster Doctor,

Glücklich sind, die schlafen, und die
sind beglückter, die wandern aus:
die da wachen und bleiben hie,
klagen in Frost und Wintergraus.

Darum kann ich endlich für Dich, nicht für uns, kaum etwas besseres wünschen, als daß Du in dem Jahre, das für uns alle unter solchem Leid begonnen, Dir anderswo eine Stätte finden mögest. Drückt doch dieser eiserne Himmel selbst mich darnieder, dem es leichter wird, den Blick in die vier Mauern einzuschließen.

¹⁾ «Basler Zeitung» vom 19. Oktober 1847, No. 247, S. 989.

²⁾ Der Beschluß wurde gefaßt mit 64 gegen 49 Stimmen («Basler Zeitung» vom 6. November 1847, Beilage zu No. 263, S. 1059). Abschied der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung von 1847, II. Teil, S. 141. — Fünf Basler Offiziere weigerten sich jedoch, mit der Basler Truppe zum Exekutionsheer zu ziehen. Sie wurden darauf in Basel vor Gericht gestellt und zu dreimonatlicher Haft und zur Degradation verurteilt. — *Emanuel Probst*, Friedrich Riggenbach-Stehlin 1821—1901 (Basler Jahrbuch 1904, S. 5—8). «Basler Zeitung» vom 18. November 1847, No. 273, S. 1131. — Der Beschluß vom 6. November 1847 bewahrte Basel vor dem Schicksal Neuenburgs und Appen-

Vielleicht aber ist der sittenlose Abfall unsrer Tage nirgend von so anekelnder Art als gerade hier. Wir haben schon seit Jahr und Tag keine Regierung mehr, und daß wir keine radicale haben, verdanken wir bloß der Rath- und Thatlosigkeit auch dieser Partei. Wir bestehen nur noch dem Scheine nach und durch Herkommen. Selbst die Conservativen, die für die jezige Ordnung der Dinge kein Herz haben können, würden eine neue willkommen heißen, gegen die sie von Herzen sein dürften: jetzt erlahmt man an der todten Unnatur. Ihr habt doch schon den Despotismus: wir müssen ihn noch wünschen, um aus dieser faulen Anarchie herauszukommen.

Bluntschli beschloß nach dem Scheitern aller seiner politischen Pläne in der Schweiz,¹⁾ sich in Deutschland nach einem neuen Wirkungskreis umzusehen. Friedrich Rohmer hatte sich seit 1842 in München niedergelassen und forderte Bluntschli dringend auf, vorerst zu ihm zu kommen. «Persönliche Freundschaft und politische Motive hielten mich dann in München fest,» so erzählt Bluntschli (Denkwürdiges II, S. 5). Bluntschli begab sich in der Tat Ende des Jahres 1847 nach München und knüpfte dort die Verbin-

zells-Innerrhoden. Diese beiden Stände hatten sich geweigert, ihre Truppenkontingente zur eidgenössischen Armee zu senden. Die Tagsatzung beschloß daher am 11. Dezember 1847 Neuenburg ein Sühnegeld von Fr. 300000 und Appenzell I. Rh. ein Sühnegeld von Fr. 15000 aufzuerlegen. Abschied der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung vom Jahr 1847, II. Teil, S. 129—144. — Über die von Basel in letzter Stunde während der Tagsatzungssitzung in Bern, Ende Oktober 1847, angestrebten Vermittlungsversuche: *Feddersen*, Geschichte der Schweiz. Regeneration, S. 490. «Basler Zeitung» vom 30. Oktober 1847, Beilage zu No. 257. S. 1034.

¹⁾ Bluntschli hatte im Oktober 1847 in der in Zürich herausgegebenen «Eidgenössischen Zeitung» einen Artikel veröffentlicht, worin er den bevorstehenden Krieg als einen unverantwortlichen Bürgerkrieg bezeichnete. Das zog ihm und dem Herausgeber der Zeitung (Heinrich Schultheiß) eine Strafuntersuchung zu «wegen Aufreizung zu Widersetzung gegen amtliche Gewalt». Mit der Untersuchung war der damalige kantonale Verhörer Jakob Dubs (später Mitglied des Bundesrates) betraut. «Basler Zeitung» vom 30. Oktober 1847, No. 257, S. 1030 und vom 11. November 1847, No. 267, S. 1074. Bluntschli berichtet (Denkwürdiges I. S. 442), man habe sich jedoch der Erhitzung geschämt und Amnestie eintreten lassen.

dungen an, die schließlich im Sommer 1848 zu seiner Berufung an die Universität München führten. Zur selben Zeit bot sich Wackernagel Gelegenheit, an die Universität Breslau überzusiedeln. Allein er lehnte für einmal ab. Über diese Dinge entspann sich folgender Briefwechsel zwischen den Freunden:

Bluntschli an Wackernagel.

Zürich, 15. Jän. 1848.

Lieber Wackernagel.

Ich benutze die Reise meines Bruders Fritz nach Basel, um Dir einige nähere Nachrichten sicher zukommen zu lassen.

Das Schicksal der Schweiz hat mich sehr angegriffen und ich war Monate lang zu jeder Arbeit untauglich. Ich ging nach Deutschland, theils um mich zu erholen, theils um mich dort nach einem neuen Wirkungskreis umzusehen.¹⁾

Im München hielt ich mich 15 Tage auf, und hatte mit dem Fürsten Wallerstein (dem Chef des Ministeriums) mehrere einläßliche Unterredungen, eine sehr wichtige auch mit dem König selbst. Einiges kann ich Dir mittheilen auch für Hrn. R. H. Haeusler und Schmidlin, versteht sich nicht zu anderweitiger Divulgation.

Die beiden Bevollmächtigten von Oesterreich und Preußen haben in Paris ein Protokoll unterzeichnet, daß an die Schweiz folgende Forderungen gestellt werden: 1. Rückziehung der Truppen aus den VII Ständen. 2. Neue Wahlen in diesen Kantonen nach der Entfernung der Truppen. 3. Verzicht auf Veränderungen im Bunde ohne Zustimmung aller Kantone beziehungsweise der Mächte. Guizot hat nicht unterzeichnet, doch vermuthet man, er werde nachdem die Adresseberatung vorüber sei, mitmachen. Alles deutet auf einen ernsten Zusammenstoß der Mächte mit der Schweiz.²⁾

Schon deßhalb kann ich weder nach Preußen noch nach Oesterreich gehen in diesem Augenblick. Ich habe mich in

¹⁾ Vgl. dazu *Bluntschli*, Denkwürdiges II, S. 1 ff.

²⁾ Ehe die Regierungen ihren Forderungen der Schweiz gegenüber Geltung verschaffen konnten, wurden sie, wie bekannt, durch Revolutionen im eigenen Lande an diesem Vorhaben verhindert.

München erklärt, ich werde an keinen Maßregeln der Gewalt gegen die Schweiz Theil nehmen, auch dann nicht, wenn ich dieselben für politisch nöthig und gerechtfertigt hielte, und auch nicht mit Rath.

Baiern will im Deutschen Bunde eine von den Großmächten getrennte und *reservierte* Stellung einnehmen. Es will sich für die Zeit aufsparen, in welcher nach den Stürmen, die nicht ausbleiben, an eine *wahre Vermittlung* zu denken ist, und hält den *deutschen* Standpunkt fest, im Bewußtsein, daß die Interessen und das Recht der Schweiz denen Deutschlands *verwandt* sind. Aus diesem Grunde gehe ich nach Baiern für die Zeit, in welcher es ein Unsinn wäre, in der Schweiz zu versauern und unthätig zu bleiben. Ich werde aufgenommen als Stellvertreter der liberal-konservativen Partei in der Schweiz, welche ebenso durch die Verhältnisse darauf angewiesen ist, eine reservirte Stellung einzunehmen. Als schickliche Form des Übergangs, welche sowohl in der Schweiz als in Baiern keinen Anstoß findet, ist mir eine Professur an der Universität München angeboten. Daneben kann ich für die Gesetzgebung und die höhere Politik verwendet werden, jedoch in relativ sehr unabhängiger Stellung, und mit Rücksicht darauf, daß ich jeder Zeit wieder zu den Schweizerischen Dingen zurück kehren kann. Darüber bin ich mit dem Fürsten Wallerstein einig geworden: und er selbst hat von Anfang an die Sache so aufgefaßt. Die Formalien und materiellen Bedingungen wird mein Freund Rohmer, über den ich mit dem König näher gesprochen, mit Wallerstein ins Reine bringen.¹⁾

In Stuttgart habe ich den Grafen Beroldingen²⁾ und in einer stündigen sehr gehaltreichen — indessen mehr auf die *deutsche* nur mittelbar auf die schweizerische Politik bezüglichen — Audienz den König von Württemberg gesprochen. Gelingt es, Baiern und Württemberg in *jener* zusammen zu bringen — ein schweres Stück Arbeit — so ist *Alles* gewonnen. In Württemberg hat sich auch eine, von der Regierung unabhängige, aber in *beiden* Kammern vertretene

¹⁾ Die Erwartungen, die Bluntschli auf seinen Freund Friedrich Rohmer setzte, hat Rohmer nicht erfüllt. *Bluntschli*, Denkwürdiges II, S. 22.

²⁾ Graf v. Beroldingen, damals württembergischer Minister des Äußern.

liberal-konservative Partei gebildet und in der «*Süddeutschen Politischen Zeitung*» ihr Organ gefunden. Es ist sehr zu empfehlen, daß diese Zeitung (sie erscheint 6 mal wöchentlich und kostet nur 5 Gulden in Stuttgart) *auch in Basel durch Abonenten unterstützt werde*. Hier geschieht das nun. Ich werde das Blatt auch von München aus benutzen, und es ist in jeder Hinsicht gut, ein derartiges Organ auch in Deutschland zu haben. Überhaupt gewinnt die liberal-konservative Politik eben jetzt in Deutschland Boden, während sie in der Schweiz für einmal den Extremen erlegen ist, und der Sieg des schweizerischen Radikalismus hat in Deutschland eine ganz andere Wirkung, als man in der Schweiz meinte.

Für die Schweiz ist meine bestimmte Überzeugung die: Bevor die Zeit da ist, in welcher eine *gründliche Reorganisation* der Kantone und des Bundes vorgenommen werden kann, wird dieselbe nie mehr zum Frieden kommen und werde ich in derselben nichts zu thun haben. Die Ereignisse und Leiden werden diese Zeit reifen machen. Ist sie da, dann komme ich auch wieder. So lange aber der Radikalismus herrscht, oder die fremden Bajonette, bleibe ich ferne.

Vielleicht komme ich noch vor meiner Abreise nach Basel. Näheres kann ich hier noch nicht bestimmen. Deine Ansicht über die baslerischen Verhältnisse theile ich ganz. Empfehl mich Herrn R. H. Haeusler, dessen ruhige Ausdauer meine Hochachtung gesteigert hat, und grüße Deine Frau und die Kinder aufs beste. Für die übersendete Schrift meinen vorläufigen Dank.

Dein Dr. Bluntschli.

Kommt die Berufung nach München in den Zeitungen zur Discussion, so ist es mir lieb, wenn die Basler Zeitung den wahren Gesichtspunkt energisch vertritt, sowohl im Hinblick auf die Schweiz als auf Deutschland.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 6. Hornung 1848.

Lieber Freund und Bruder,

Es hat uns weh gethan, daß wir Dich und die Deinigen nicht mehr haben sehen können, ehe Ihr, vielleicht für immer,

das Heimatland verließet. Wir Männer allein kommen eher schon einmal, Du nach der Schweiz oder ich nach Deutschland, und sehen und sprechen uns da wieder. Aber die guten Frauen und die Kinder? Und die Zahl der Deinen hat sich wieder um eins vermehrt, ohne die Leiden und Ängste, welche Ihr unter solchen Umständen fürchten durftet. Wir wünschen Euch dazu von ganzem Herz Glück. —

In derselben Zeit, wo Du Zürich verließest, hatte auch ich auf geschehene Einladung hin neu in Deutschland angeknüpft; es betraf eine Professur in Breslau. Jetzt ruht diese Angelegenheit wieder, und ich lasse sie gerne ruhen, da, wie jetzt die Dinge stehen, es in Basel immer noch erträglicher als namentlich in Breslau ist.

Ich weiß nicht (wie ich überhaupt in Unkenntniß Deiner ganzen jetzigen Lebenslage bin, Deiner Verhältnisse zum Könige, zu den Ministern, zu den liberalen Reichsräthen, und ob Du wirklich Katholik geworden oder nicht), mit welcher Zuversicht Du vielleicht die deutschen Dinge betrachtetest; die meinige ist sehr klein, oder vielmehr, sie fehlt mir gänzlich. Das eigentliche Ziel der ganzen Bewegung ist eine große sociale Änderung: aber ich fürchte, wir erleben das Ende nicht und nur deren Gräuel, da von den zwei Parteien, die jetzt neben und gegen einander stehen, die eine bloß die Nationalität und die Politik im Auge hat und die eigentliche Zeit- und Weltfrage übersieht, die andere aber mit Aufgebung aller Nationalität und Staatsordnung bloß die gesellschaftliche Umwälzung will. Da sehe ich einstweilen nur Wege zum Untergang und Elemente der Zerstörung, und der Reichsverweser wird, wie ich fürchte, lediglich der Reichsverwesung präsidieren. Es hätte besser gehen können, wenn eigene Thorheit und noch mehr der gehässige Neid der Andern nicht die Preußische Hegemonie unmöglich gemacht hätten, die Hegemonie eines selbstregierenden Fürsten und eines Staates, der durch Mischung der Völkerschaften und der religiösen und politischen Bekenntnisse ein Deutsches Reich im Kleinen und so das maßgebende Beispiel für die übrigen Staaten ist.

Deine Zeitschrift, deren Programm ich dem Ratsherrn Heussler mitgeteilt habe, ist noch nicht hieher gelangt; wir

sind sehr begierig darauf, der Sache selbst und Deinetwegen.

In anderthalb Wochen wandert unser ganzes Haus nach Zürich und auf den Heimenstein. Wir werden Euch schmerzlich vermissen. Lebe wohl, lieber Bluntschli; die herzlichsten Grüße und Glückwünsche von uns Allen an Alle.

Dein Wilh. Wackernagel, Dr.

Bluntschli an Wackernagel.

München, 23. Mai 1848.

Lieber Wackernagel.

Meine Pläne sind durch die Weltereignisse zum Theil durchkreuzt, zum Theil modificirt worden. Ich hatte vor, noch einen Besuch in Basel, nicht bloß in Zürich zu machen, bevor ich für längere Zeit München als Wohnort beziehe. Ich bin daran verhindert worden, und muß beides auf gelegeneren Zeit verschieben.

Zur Stunde noch bin ich nicht ganz im Reinen mit allen Verhältnissen meines hiesigen Daheim und hiesiger Wirksamkeit. Ich hoffe indessen, daß auch das Übrige mit Gottes Hülfe kommen werde, wie bisher Wichtiges erlangt ist. Meine Stellung ist vorderhand ganz frei, obwohl gerade deßhalb schwierig.

Deutschland wird eine schwere Zeit durchmachen, dann aber doch die Hefe wieder sich setzen, und eine große Nation da sein. Ich empfehle Dir die Zeitschrift, die ich ankündige.¹⁾ Sie soll während der Gährung das ihrige wirken, damit wenn die Wasser sich verlaufen, wir bereitet seien, den Boden zu bewirthschaften. Hier wird die Zeitschrift stark unterstützt werden, geistig sowohl als durch materielle Förderung. In Frankfurt wird sie sich Gehör erzwingen. Ich bitte Dich, theile das Projekt auch Haeusler mit und sage ihm, daß ich gerne von ihm Mittheilungen über die Schweiz empfangen würde.

¹⁾ «Blätter für politische Kritik». — *Bluntschli*, Denkwürdiges, II 90. Die Zeitschrift konnte sich nicht lange halten; sie ging wieder ein.

Auch sonst theile den Brief nur mit. Vielleicht nimmt Hr. Haeusler die Bezeichnung der Tendenz in die Basler Zeitung auf. Die Zeitschrift soll für liberal-konservative Politik etwa das werden, was die historisch-politischen Blätter für den Ultramontanismus geworden sind. —

Im Ganzen lagert sich eine große Ermüdung über mich. Es ist, wie wenn ich die 18 Jahre Schweizerpolitik nun zu verdauen hätte. Die großen Zeitbegebenheiten — eine umfassendere Revolution gab es in der Geschichte nie — regen mich auf, aber ohne jene Ermüdung zu durchbrechen. Ich weiß gar wohl, daß meine Zeit erst nach Jahren reif wird. Bis dahin will ich aber doch nicht schlafen, so sehr ich den Schlaf liebe.

Herzliche Grüße an Dich und die Deinen von uns allen.

Laß bald Etwas hören.

Dein C. B.

Bluntschli an Wackernagel.

(Zürich, September 1848). Freitag Abend.

Lieber Wackernagel.

Ich traf hier ganz gute Berichte aus München. Die Anstellung ist von dem König *unterzeichnet*. Bei dem Staatsrath liegt zur Stunde der Naturalisationsantrag, eine bloße *Folge* der Anstellung. —

Hier werde ich ausgezeichnet aufgenommen. Ich sehe, wie tiefe Wurzeln ich zurückgelassen. Selbst die Radikalen sind freundlich. Wahrscheinlich werde ich von Zeit zu Zeit herkommen müssen, des Civilcodex wegen.

Tausend Grüße und Dank von

Deinem C. B.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 24. Herbstm. 1848.

— Unsere herzlichen Glückwünsche, daß nun in Baiern Alles wirklich erledigt ist. Du weist, daß wir wieder Aufruhr in der Nähe haben. Aber er scheint noch kläglicher

ausfallen zu sollen als das vorige Mal. Einstweilen ist er immer noch festgebannt auf den Bann von Lörrach; die Schopfheimer weigern sich, andere Gemeinden des Wiesenthals machen wohl mit, aber so, wie z. B. Hagen, wo auf die Frage des Bürgermeisters, ob sie mitziehen wollten, kein Bauer die Hand aufhob, und dann auf die Frage, ob sie also nicht wollten, wieder keiner, und sie endlich nur dem Bürgermeister nachliefen, welcher erklärte, er müsse, er sei verantwortlich gemacht. In Freiburg sind bereits Badische Truppen, und in Offenburg Minister Hoffmann. Gespannter sind wir auf Nachrichten aus Stuttgart, wo sich die Frage der rothen Republik vorläufig wohl entscheiden wird. —

Am 21. Oktober 1848 raffte der Tod Wackernagels Gattin Luise dahin, und da Wackernagel schon vorher (1845) aus dem Freimaurerorden ausgetreten war, so fielen zwei Klammern hinweg, welche die Freunde bisher zusammengehalten hatten. Auch der Briefwechsel läßt diese kühlere Stimmung erkennen; wo politische Fragen berührt werden, bleibt es bei einem allgemeinen Austausch der Gedanken:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 23. April 1849.

— Ein Unglück für Deutschland, daß es auch hier eine Mittelmäßigkeit, ich meine Baiern, gibt, die nicht klein sein will und nicht groß sein kann, daß unter seinen Fürsten fast keiner ein Mann ist und unter seinen Männern nur wenige die Fürstenart nach Gottes Gnaden haben wie Heinrich Gagern. Ein großer Moment und ein kleines Geschlecht! —

Bluntschli an Wackernagel.

München, den 27. April 1849.

— Die deutsche Sache steht sehr schlimm, nach meiner Meinung: und Heinrich Gagern hat nicht die kleinste Schuld, daß sie so traurig steht. Die Aussichten für ein großes

deutsches Reich sind gering, denn dieses ohne und im Gegensatz zu Österreich ist eine Lüge und eine haltlose Anmaßung. Das innere Deutschland droht zum Spielball der Revolution auf der einen und der Preußenherrschaft auf der andern Seite zu werden, und die Franzosen dürfen Hoffnung fassen, das linke Rheinufer als Beute aus dem Konkurse der feindlichen Parteien zu erhalten, die über Deutschland wie über eine Beute hergefallen sind. Würde Bayern entschlossen und einig für Deutschland eintreten und Preußen und Österreich wieder vereinigen, so wäre noch Rettung möglich. Aber ich fürchte, daß auch hier die Kraft gelähmt wird durch die Agitation derer, welche die Republik wollen und die blinde Nachbeterei derer, welche die Republik fördern, ohne sie zu wollen. Ein Glück, wenn sich der dreißigjährige Krieg nicht erneuert, oder wenigstens ein rascheres Ende nimmt, als der letzte, der die deutsche Politik für Jahrhunderte gründlich ruiniert hat.

Von Herzen der Deine

Dr. Bluntschli.

Im Sommer 1849 erging an Wackernagel der Ruf, die neuerrichtete germanistische Professur an der Universität Wien zu übernehmen.¹⁾ Wackernagel sagte zu und hatte bereits alle Vorbereitungen zur Reise getroffen, als er sich im November 1849 mit Maria Salomea Sarasin von Basel, einer Freundin seiner verstorbenen Frau, verlobte. Die Mutter der Braut «machte Schwierigkeiten, sie so weit bis nach Wien von sich zu lassen,» schreibt Wackernagel am 29. November 1849 an Bluntschli, «das bestärkte mich in meinem schon ältern Bedenken, ob überhaupt in Wien für die Erziehung und Unterkunft der Kinder gesorgt sei.» Wackernagel zog daher in Wien seine Zusage zurück und setzte in Basel «im bisherigen bescheidenen und mühsamen Amt», wie er an Bluntschli berichtet, seine Tätigkeit fort. Der Vaterstadt Basel blieb

¹⁾ Die Professur war eine der Schöpfungen des um Österreichs Unterrichtswesen hochverdienten Ministers, des Grafen Leo von Thun. Nachdem Wackernagel abgelehnt hatte, übernahm Th. v. Karajan die Stelle. *M. v. Karajan*, Art. «Karajan» in der Allgemeinen Deutschen Biographie XV, S. 109 f., insbes. S. 111. *G. Wolf*, Zur Geschichte der Wiener Universität, 1883, S. 118.

dadurch eine Kraft erhalten, die ihr nicht nur im akademischen Lehramt, sondern auch im großen Rat (seit 1854) und in den verschiedensten wissenschaftlichen und gemeinnützigen Kommissionen die wertvollsten Dienste leistete. Da meldete im Dezember 1851 Bluntschli aus München seinem Freunde in Basel: «Der König¹⁾ ist geneigt, für Hebung der Wissenschaft durch Berufung ausgezeichneter Männer an die hiesige Universität zu wirken, deßhalb schreibe ich Dir. Wärest Du geneigt, einem Rufe zu folgen, wenn er an Dich ergeht und unter welchen Bedingungen?» Wackernagel erhob sogleich Bedenken, die dem konfessionellen Gebiete entstammten. Die beiden Freunde sprachen sich eingehend darüber aus.

Bluntschli an Wackernagel.

München, 24. Dec. 1851.

— Die konfessionellen Schwierigkeiten sind nicht so bedenklich als Du Dir vorstellst. Ich habe dieselben noch nie gefürchtet, obwohl ich als Jurist mehr als Du davon betroffen bin. Denn ich lese deutsche Rechtsgeschichte und im Staatsrecht auch über das Verhältniß zu den Kirchen. Und die Zuhörer werden später Beamte; das Augenmerk der Ultramontanen ist daher mehr auf den Einfluß der Juristen als der Historiker gerichtet. Dabei zeichne ich die Gegensätze oft scharf genug. Einige Gefahr ist natürlich im Leben immer, und wenn Ihr in Basel risquirt, daß die Radicalen einmal die Universität schließen, so kann man hier risquieren, daß in der Zukunft einmal die Ultramontanen einigen Professoren Unannehmlichkeiten bereiten werden. Die Wahrscheinlichkeit für dieses ist aber geringer als die für jenes.

Man weiß übrigens hier recht gut, daß die deutsche Litteratur und die deutsche Wissenschaft vornämlich auf dem Geiste beruht, der den Protestantismus hervorgerufen, und auch vorzugsweise protestantisch ist. Und das darf wohl auch gelehrt werden. Es kommt nun allerdings nicht darauf

¹⁾ Maximilian II.

an, die Katholiken zu Protestanten machen zu wollen, wohl aber ist die Aufgabe, auch sie für *geistesfreie Mitwirkung* in Wissenschaft und Litteratur zu gewinnen und zu erwecken. Meine Überzeugung ist, daß die deutsche Wissenschaft und Litteratur erst dann ihre Vollendung erreichen wird, wenn das bisher überwiegende protestantische beziehungsweise sächsisch-schwäbische Element in dem katholischen beziehungsweise bairisch-österreichischen seine Ergänzung gefunden haben wird. Zur Zeit aber müssen wir Protestanten auch im Süden die Bahn öffnen und als Lehrmeister dienen. Und das kann ich Dich versichern, die Anlagen des Volks sind vortrefflich. Sie haben viel Gemüth und viel gesunden Menschenverstand: Eigenschaften, deren die deutsche Litteratur und Wissenschaft gar sehr bedarf, wenn beide aus dem kränkelnden und abstrakten Zustand wieder genesen sollen. —

Bluntschli an Wackernagel.

München, 9. Jan. 1852.

— So weit ist man hier längst, um an der Universität von diesen Dingen ganz bequem und nach Überzeugung zu sprechen. Auch die Katholiken wissen recht gut, daß mit Hutten und Luther eine neue Litteratur beginnt und Du wirst gar keinen Anstoß finden, wenn Du ihre große Bedeutung für die Entwicklung der Sprache und wenn Du die ganze gewaltige protestantische Einwirkung auf die Wissenschaft der Wahrheit gemäß schilderst. Die Zeloten, die dergleichen nicht hören mögen, bleiben weg. Aber die Masse der Studirenden kümmert sich um derlei obscure Empfindlichkeit gar nichts. In den bessern Köpfen der Katholiken ist überall der Instinkt, daß sie in diesen Dingen von den gereiften Protestanten lernen können. Sie würden nur durch protestantischen *Haß* und *Verachtung* ihres *gemüthlichen Naturels* und *ihres Strebens* geärgert und gereizt, *durchaus nicht durch die offenste mit Wohlwollen gepaarte Wahrhaftigkeit*. Sie haben viel gesunden Verstand und bei dem sind sie, wenn es auch größtentheils an der wissenschaftlichen

Vorbildung noch fehlt, immer zu fassen. Sie sind auch durchweg bescheiden. Sobald sie wirklichen Geist und Gründlichkeit sehen, so sind sie voll Achtung; nur die leere Phraseologie und die suffisante Rednerei mancher Norddeutschen ist ihnen zuwider. Da ziehen sie sich gleich zurück und loben ihr — «Bier». Das die Studenten.

Nun die ultramontane Partei. Die werden sich natürlich ärgern, wenn wieder ein Protestant Professor wird, aber nicht einmal Alle. Die Radikalen ärgern sich noch mehr, wenn ein Konservativer Professor wird. Das Alles hat nichts zu bedeuten, wenn der Professor nur ein tüchtiger Mann ist. Dann macht er sich seine Stellung selbst. Ich kann Dich nicht genug darauf aufmerksam machen: Die Verhältnisse sind hier größer als in einer Schweizerstadt, und die Parteien sind sich nicht so auf dem Nacken und am Kragen. Mich genirt es nicht, wenn ultramontane oder radikale Blätter etwas auszusetzen haben. Dafür habe ich wieder Kreise, in denen man dazu lacht. Bayern aber ist ein Staat, in dem ein Drittel der Bevölkerung protestantisch ist. Ist den Katholiken Deine Litteraturgeschichte nicht recht — ich rede nicht von den Studenten, denn der Mehrheit dieser wärest Du sicher, nach Deiner gründlichen und ernsten Weise — so ist das Höchste, was Du risquieren kannst, daß sie noch einen katholischen Docenten auffordern, darüber mehr in ihrem Sinn zu lesen. Was schadet denn das? Nur Ansporn ist's, um so besser vorzutragen und den Sieg zu gewinnen.

Aber nun gar ein ultramontanes Ministerium? Ich glaube vor der Hand nicht an diesen Umschwung. Aber da viel möglich ist, so ist am Ende auch das möglich. Und dann? Auch für die äußerste Gefahr läßt sich sorgen. Du brauchst nur in Deiner Antwort die *Bedingung* zu stellen, daß wenn der Staat Deine Dienste entbehren zu sollen glaubte, Dir die *ganze Besoldung* auch dann *garantirt* sei, und — Du bist vor dieser Gefahr auch gerettet und bekommst überdem anderwärts dann leicht eine Anstellung.

Es gelang Bluntschli nicht, Wackernagels Bedenken zu zerstreuen, und Wackernagel blieb wiederum seiner Basler

Universität treu. Aber er empfand trotzdem das Bedürfnis, sich von Bluntschli auch fürderhin über bayrische Verhältnisse unterrichten zu lassen:

Bluntschli an Wackernagel.

München, 24. Febr. 1856.

— Das sind beachtenswerthe Zeichen der hiesigen Stimmung, die wenigstens zeigen, daß die Furcht vor den Ultramontanen ungegründet ist. Sie sind nur mächtig, so weit man sie fürchtet und weil man sich fürchtet. Der Artikel der Allg. Zeitung über die Königsabende gibt eine unrichtige Vorstellung und ist so geschrieben worden — freilich ungeschickt — um die Meinung irre zu leiten. Ringseis¹⁾ war ein einziges Mal da und vor dem Streit; seither ist er nie wieder geladen worden. Damals hatte sich der König bestimmen lassen, eine Verständigung unter den Parteien zu versuchen und an jenem Abend Ringseis und mich zu seinen Seiten gesetzt. Die Rede und der darauf folgende Kampf hat die Unmöglichkeit einer solchen Vermittlung klar gemacht und der Versuch ist nicht wiederholt worden. An den Abenden, die oft wöchentlich 2 mal, aber immer wenigstens 1 mal etwa 10—12 Gäste im Schloß versammeln, erscheinen äußerst selten Ultramontane und der freie Geist der Wissenschaft spricht sich da ganz offen aus. Da ich seit längerer Zeit fast immer zugezogen bin und selber ganz frei spreche, so kann ich das mit gutem Gewissen bezeugen. Die Gespräche sind in den ersten 1¹/₂—2 Stunden durchweg wissenschaftlich und beziehen sich auf die Erscheinungen der neuern Zeit. Im Billardzimmer, wohin man sich dann begibt, wird Einzelnes im Zwiegespräch ergänzt und weiter geführt. In der Schlußsession endlich — aber mit der Cigarre wie zu Anfang — wird Poesie und schöne Litteratur getrieben. Der König ist an diesen Abenden durchaus gentleman und lebenswürdiger, als ich es zuvor für möglich gehalten.

¹⁾ Ringseis, Professor der Medizin, «ein fanatischer, aber ein aufrichtiger Ultramontaner,» wie Bluntschli ihn charakterisiert. (Denkwürdiges II, S. 231.) — Über den politischen Streit, den Bluntschli gegen Ringseis durchzufechten hatte: *Bluntschli*, Denkwürdiges II, S. 231—233.

Ich hoffe, wir werden nächstens ein juristisch-staatswissenschaftliches Seminar hier gründen. Dann wird es möglich, Schüler zu bilden, und damit der wichtigste Erfolg eines Lehrers erreicht. Noch 10 Jahre und der bisher zurück gebliebene Süden wird sich auch auf dem Gebiet der Wissenschaft bewähren . . .

Dein Dr. Bluntschli.

Bluntschli an Wackernagel.

München, 21. I. 1860.

— Unsere hiesige Politik ist meines Erachtens unter dem Niveau des gesunden Menschenverstandes. Der Haß gegen Napoleon ist ganz blind und hält die Blindheit für Patriotismus, das Mißtrauen gegen Preußen ist ein unübersteigliches Hinderniß der einzig möglichen Einigung von Deutschland vorerst durch Verständigung mit Preußen. Auf Österreich ist kein Vertrauen und doch handelt man genau so, wie wenn man einzig auf Österreich vertrauen dürfte. Man liebt den Ultramontanismus nicht und thut ihm schön.

Die Süddeutsche Zeitung, an der ich großes Interesse nehme, hat eine harte Arbeit, diesen rauhen Boden urbar zu machen. Kennst Du das Blatt? Die Allg. Zeitung ist leider trotz des Verfalls noch immer die Autorität für die Vielen.

Die Schweiz geht dagegen prächtig vorwärts. Meine einzige Klage ist, daß sie die geistigen Interessen zu wenig noch beachtet, zu sehr den materiellen und den eigentlich politischen hingegeben ist. Ihre Fortschritte in der Geistes-cultur (Wissenschaft und Kunst) sind durchaus nicht ihrer Kräfte und ihrer Aufgabe würdig. Habt Ihr den Gedanken einer Akademie ganz fallen lassen? Merkt auch da der Particularismus der einzelnen Universitäten u. s. f. nicht, daß eine conföderirte Gestaltung einer schweizerischen Gesamtanstalt den Leuchtthürmen kein Licht nehmen, sondern ihr Licht verstärken würde, und der Aufschwung des Ganzen auch den Theilen zu Gute käme.

Wäre ich in der Schweiz, ich würde mir daraus eine wahre Lebensaufgabe machen und nicht ruhen, bis der Gedanke in dieser oder jener Form verwirklicht wäre. —

Im Frühjahr 1858 erging an Wackernagel ein Ruf an die Universität Berlin, in die alte Heimat.¹⁾ Allein auch diesmal gewann es Wackernagel über sich, abzulehnen. Er verzichtete damit endgültig auf eine umfassende akademische Wirksamkeit und nahm — so stark auch der Anreiz sein mochte — eine Gelegenheit nicht wahr, die ihm erlaubt hätte, sich ganz auf die wissenschaftliche Arbeit zurückzuziehen. Tief schmerzte es ihn deshalb, daß ihn bei den Frühjahrswahlen desselben Jahres seine konservativen Gesinnungsgenossen im Stiche ließen. Er hat darüber an Bluntschli berichtet:

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 24. Aug. 1861.

— Soll ich jetzt von mir selbst noch sprechen, so muß ich leider berichten, daß ich leider nicht mehr mit dem Sinn wie vor zwei bis drei Jahrzehnden an Basel und an meinem Amt hier hange, seitdem mir der Neid und die Engherzigkeit des Graecismus und Romanismus das germanische Seminar zu Grunde gerichtet²⁾ und namentlich seitdem mich in demselben Jahre, wo ich mein Silberjubiläum mit dem Lehramt feiern sollte und ich einen Ruf nach Berlin meiner Geburtsstadt ausgeschlagen, bei einer Neuwahl des Großen Rathes nicht bloß wie natürlich der Radicalismus wieder ausgeschlossen hat, sondern auch der Conservatismus, weil ich ja, wie es in einer Wahlberathung hieß, ein fremder Professor sei. Ich muß bekennen, ich habe dieses Wort, das mir in meinem Leben ein paar Jahrzehende voll alberner Selbsttäuschung und damit ein überhaupt verpfushtes Leben zeigt, noch immer nicht verwinden können und ich bewege mich seitdem mit meiner Gemüthsverfassung Basel gegenüber zwischen den Worten Platens und Goethe's «wie leicht es ist die

¹⁾ Wackernagel sollte in Berlin die Nachfolge des im Jahre 1856 verstorbenen Friedrich Heinrich von der Hagen übernehmen. Nachdem Wackernagel abgelehnt hatte, berief sodann die Regierung den Germanisten Karl Müllenhoff. — *Wilhelm Scherer*, Karl Müllenhoff, 1896. S. 103.

²⁾ Über die Personalverhältnisse der Universität Basel gibt Aufschluß die Schrift von *Albert Teichmann*, Die Universität Basel in den fünfzig Jahren seit ihrer Reorganisation im Jahre 1835, Basel 1885.

Heimat aufzugeben und doch wie schwer zu finden eine zweite» und «wenn ich dich liebe, wenn ich dir gut bin, was geht's dich an?» Ich ziehe mich jetzt je mehr und mehr auf mich und das Haus und die Familie zurück.¹⁾

Und gleichwohl bereue ich es nicht die früheren Male, wo ich hätte weggehen können, es nicht gethan zu haben. Es steht ja leider auch in Deutschland überall so trostlos, daß wer die Ziele des Lebens höher als zwischen Bücherbänden sucht, doch nur in die große Bresche fällt und nicht einmal hoffen darf, sie für den nachschreitenden Sieger füllen zu helfen. Ich stehe mit meiner Überzeugung von je her auf Seiten der s. g. Gothaner und des Nationalvereins ohne doch so bald viel von ihm zu erwarten. Was kann aus diesem großen Gewirre von Schwächen und Schlechtigkeiten, wenn Gott nicht irgendwie ein Wunder thut, zuletzt noch retten als Blut und Elend?

Es würde mir wohl thun, da das Schreiben auch hier gar arm und ungeschickt ist, diese Dinge mit Dir lebendig durchzusprechen. Hier fehlt mir dazu fast aller Anlaß: die Basler pflegen für deutsche Dinge nicht Sinn noch Verständniß zu besitzen, und meine deutschen Mitangestellten sind fast sämmtlich Ratten, die nach der Pfeife von Augsburg²⁾ laufen. Ich selbst habe dieß Blatt, das ich früher hielt, schon seit Jahr und Tag wieder abgeschafft.

Im Jahr 1861 übertrug das badische Ministerium Bluntschli die staatsrechtliche Professur an der Universität Heidelberg, die bisher Robert von Mohl bekleidet hatte. Außerdem berief der Großherzog von Baden Bluntschli in die Erste Kammer und bot ihm dort Gelegenheit zu politischer Tätigkeit. Nach dieser hatte sich Bluntschli seit langem wieder gesehnt, denn er selbst hielt dafür, er sei nur zu drei Siebteilen Professor, zu vier Siebteilen aber Politiker.³⁾ Wackernagel beglückwünschte ihn zur Übersiedlung nach Baden.

¹⁾ Erst ein Jahrzehnt später, am 23. April 1868, wurde Wackernagel von der Akademischen Zunft als Nachfolger des verstorbenen Andreas Heusler aufs neue in den Grossen Rat gewählt — ein Jahr vor seinem Tod.

²⁾ D. h. der «Augsburger Allgemeinen Zeitung.»

³⁾ *Bluntschli*. Denkwürdiges II S. 309.

Wackernagel an Bluntschli.

Basel, 3. Jan. 62.

Geliebter Freund und Bruder!

Der erste Brief, den ich in diesem Jahre schreibe, soll einer an Dich sein um Dir und auch uns Glück zu wünschen, daß Du uns durch den Umzug nach Heidelberg um ein gutes Stück näher gebracht, leichter von hier aus zu erreichen und leichter hieher zu uns zu bringen bist. Ich wenigstens hoffe, es werde auch das eine von den guten Folgen dieser großen Änderung sein.

Aber das ist doch Nebensache dabei. Die Hauptsache und der eigentliche Gegenstand meiner großen Freude ist Deine Erlösung aus Baiern und die neue Stellung in Baden, in Heidelberg, in Karlsruhe. Dort lebstest Du in unnatürlichen Verhältnissen, und die zunehmende Enttäuschung, die immer deutlichere Erfolglosigkeit alles Kämpfens hätte endlich auch Deine Kampfesfreudigkeit in Gemüthsverbitterung verwandeln, wo nicht gar brechen müssen; schon der Kampfplatz, auf den Du dort angewiesen warst, der bloße publicistische, war Dir nicht angemessen. Jetzt aber kannst Du auch wieder auf staatsmännische Weise wirken und verfeindest Dich durch Deine Lehren nicht mit den höchsten Gewalthabern. Roggenbach ist kein Roué der Bureaus und der Großherzog nicht vorzeitig abgemüdet, und beide sind vernünftig genug sich nicht einzubilden, die Badenser seien eine Nation für sich, die das übrige Deutschland nichts angehe.

Und wie schön hast Du bereits gewirkt! Meine Seele hat gejauchzt über Deine Kammerrede.

Mit diesen Euren Kammer- und Regierungsworten ist endlich einmal der rechte erste Eisbruch gethan.¹⁾ Wie lange aber wird es noch dauern, bis die Strömung so befreit und

¹⁾ Bluntschli hatte sich sogleich nach Eintritt in die Erste Kammer, am 10. Dezember 1861, in den Verhandlungen über die Antwortadresse auf die Thronrede mit einer politischen Programmrede eingeführt. *Bluntschli*, Denkwürdiges III, S. 27.

so stark ist, daß sie Staaten wie Baiern mit sich nimmt, bis sie Österreich in die ihm gebührende Seitenstellung weist? Wann wird der Strom ganz offen und frei sein? Leider ist Preußen, das einmal das Haupt des neuen Leibes sein muß (denn ich kann mir an der Spitze so vieler monarchischen Glieder kein Collectivum wie den schweizerischen Bundesrath, sondern wieder nur ein individuelles Glied und eben das stärkste von allen denken), leider ist Preußen, so lange sein jetziger König bleibt, so bleibt wie er ist, nicht dazu angethan. Und das macht neben allem Muth, neben aller Hoffnung die Sache wieder so trostlos und weist auf schwere, lange schwere Wege, durch die unser Volk hindurch müsse.

Ich sehne mich nach einem Tage Zusammenseins mit Dir um Dich die Dinge besprechen zu hören. Wäre es mir nur irgend möglich gewesen, so hätte ich Dich schon allein deswegen in den Ferientagen zwischen Weihnachten und Neujahr plötzlich heimgesucht.

Mit dem Beginn der Heidelberger Periode Bluntschlis trat jedoch eine merkliche Entfremdung zwischen den beiden Männern ein. Bluntschli hat nach Wackernagels Tod (1869) selbst den Grund dafür angegeben (Denkwürdiges III, S. 238): «Für meine Natur und Ideen hatte Wackernagel kein rechtes Verständnis. Er betrachtete sie mit einer achtungsvollen Scheu zweifelnd aus der Ferne.» An einer anderen Stelle seiner Selbstbiographie aber (Denkwürdiges II, S. 302) faßt Bluntschli den Gegensatz der beiden Naturen dahin zusammen: Wackernagel habe sich immer tiefer in die lokalen Geschäfte und Angelegenheiten Basels hineinziehen lassen, ihn, Bluntschli, dagegen vermöge sogar Deutschland, so groß es sei, nicht ganz zu erfüllen, «mein letztes Ziel ist doch, Mensch zu werden und den Menschen zu leben; ich wünsche Früchte zurück zu lassen, welche die Menschheit genießen kann.» Diese Entfremdung geht im letzten Grunde auf die Abneigung Wackernagels gegen das «Rohmersche» in Bluntschlis Wesen zurück. Rohmer war im Jahre 1856 gestorben. Aber Bluntschli blieb bis an sein Lebensende unter

dem Bann Rohmerscher Ideen und erwies sich allezeit Rohmer gegenüber als ein Freund voll Uneigennützigkeit. «Die gegenwärtige Welt und vermutlich auch die nächste Generation haben kein Verständnis dafür und keine Ahnung davon, daß von diesen Ideen aus die Heilung kommen wird für die verwirrte Menschheit,» so schrieb Bluntschli nach Rohmers Tod (Denkwürdiges II, S. 268), und er lebte der Überzeugung, daß diese Kraft nicht nur von den politischen Schriften Rohmers, sondern nicht minder von dessen psychologischen Abhandlungen ausstrahlen werde. Er kam immer wieder auf die Rohmersche Definition des Seins «als der Verbindung von Unterlage und Eigenschaft» zurück (Denkwürdiges I, S. 279, II, S. 269) und erblickte in ihr einen der Fundamentalsätze aller Psychologie. Wenige Wochen noch vor seinem Tode (1881) sprach Bluntschli zu seinen Angehörigen: «Man schätzt mich als Lehrer des Staatsrechts, ich habe einen Namen erworben, der auch im Ausland bekannt und geehrt ist; was aber das Bedeutendste in mir ist, das kennt die Welt nicht und das ist, daß ich Friedrich Rohmer und seine Lehre verstanden habe.»¹⁾ (Denkwürdiges III, S. 490). Die Politik hatte im Jahre 1842 Bluntschli und Rohmer zusammengeführt. In den politischen und staatsrechtlichen Schriften Bluntschlis ist diese geistige Abhängigkeit von Rohmer stetsfort am deutlichsten sichtbar geblieben. In dieses «durch die Selbsterkenntnis Eines Mannes» begründete Reich der «frei gewordenen Wissenschaft»,²⁾ darin Friedrich Rohmer fast wie ein Religionsstifter verehrt wurde, konnte jedoch Wackernagel dem Freunde nicht mehr folgen. Wackernagel erkannte in dem Bluntschli, der im Banne Rohmers stand, den nüchternen Forscher und Juristen nicht wieder, welcher die

¹⁾ Bluntschli war Mitglied des «Ordens der frei gewordenen Wissenschaft», den Friedrich Rohmer im Jahre 1844 gestiftet hatte (Denkwürdiges III, S. 236). Er beteiligte sich ferner an dem umfangreichen Werk, in dem die wenigen Anhänger Rohmers die Rohmerschen Lehren zur Darstellung zu bringen beschlossen (Denkwürdiges III, S. 236, 285). Bluntschli schrieb dafür den ersten Band: Friedrich Rohmers Wissenschaft und Leben. I. Band: Die Wissenschaft von Gott. 1871.

²⁾ *Bluntschli*, Psychologische Studien über Staat und Kirche, S. 181.

«Zürcherische Rechtsgeschichte» und das «Privatrechtliche Gesetzbuch für den Kanton Zürich» geschaffen hatte.¹⁾ Bluntschli seinerseits empfand es als ein an der Wissenschaft begangenes Unrecht, daß ein Mann von der geistigen Bedeutung Wackernagels «immer mehr in das Baslerische Leben und Treiben hineinwuchs» (Denkwürdiges II, S. 302), und sich von den hundert kleinen Verwaltungsgeschäften des Tages, die ihm Politik und Gemeinnützigkeit Basels aufbürdeten, die Zeit für die Vollendung von Arbeiten wegstehlen ließ, die in seiner Wissenschaft nur *er* zu leisten imstande war. Allein so tief im Laufe der Zeit die Kluft wurde, welche die beiden Männer voneinander trennte — die Achtung vor des andern Freundes glänzender Begabung hat jeder von ihnen treu bewahrt.

¹⁾ Man vergleiche damit auch die Charakterisierung Bluntschlis in den Lebenserinnerungen von *Robert v. Mohl*, Bd. II (1902), S. 153—155.